Fünfzehn Jahre in Amerika

von

Margarete Lenk

Fünfzehn Jahre in Amerika.

Von

Marg. Lenk.

Zwickau i. Sa.
Verlag und Druck von Johannes Herrmann.
1911.

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1911
by Johannes Herrmann, Zwickau (Sachsen).

Miss Milly Kühn

in Whitestone, New York

in herzlicher Freundschaft

gewidmet.

Da das schlichte Büchlein „Aus meiner Kindheit“ ganz wider mein Erwarten freundliche Aufnahme gefunden hat, möchte ich die vielfach ausgesprochene Bitte um eine Fortsetzung nicht ganz unerfüllt lassen. Da aber meine Jugendzeit sehr ruhig verfloß, und in ihrer Schilderung Wiederholungen unvermeidlich sein würden, ziehe ich vor, unser Leben in Amerika, schlicht, wie es in meiner Erinnerung lebt, zu schildern.

1. Auf nach Westen!

In einer freundlichen Dachwohnung der Stadt Dresden saßen mein lieber Mann und ich an einem eiskalten Januarmorgen beim Frühstück. Im Ofen prasselte ein so gewaltiges Feuer, wie wir es sonst selten anzündeten; aber heute waren wir frostig nach einer unruhigen Nacht. Auch mochte der Kohlenkasten nur leer werden; wir brauchten ihn ja nicht mehr! Freundlich bestrahlte die Lampe die hübschen, soliden Möbel, die zum Teil aus meinem Elternhaus stammten und mir sehr am Herzen hingen. O wie liebte ich den alten runden Tisch aus des Vaters Studierstube, auf dessen breitem Fuß ich als Kind gar zu gern lesend oder spielend gesessen! Aber nun war nichts mehr mein! An jedem Stück hing ein Zettelchen mit dem Namen des neuen Besitzers. Alles, was wir beide auf Erden besaßen, war, in Kisten verpackt, schon nach

Hamburg vorausgeschickt. Nur der Schiffskoffer stand noch geöffnet bereit, das Letzte aufzunehmen.

Horch, es klingelt! Wer kommt schon so früh? Ein Mädchen wollte sich unsere Lampe holen, die sie gekauft. „Ich komme so zeitig“, erklärte sie, „weil ich den Tag über arbeite. Und abends sind Sie ja nicht mehr da!“ Brennend trug sie die Lampe die düsteren Treppen hinab, und wir gaben uns im Halbdunkel eine Weile dem Abschiedsschmerz hin.

Ja, dieser und der nächste Tag war ein stetes Scheiden, ein stetes Abschiednehmen, so schwer, so tränenreich, daß ich endlich an Leib und Seele ganz erschöpft war. Vielleicht in guter Meinung, aber mit wenig Klugheit, hatte man mir hie und da eingeredet, ich passe nicht ins fremde Land, ich werde dort unglücklich sein und — o schrecklicher Gedanke! — dadurch auch meinen teuern Mann unglücklich machen! Auch wollte man uns selbst in den besten, edelsten Freundeskreisen nicht recht glauben, daß wir an unserem Bestimmungsort St. Louis vollständig geordneten Zuständen und einer gesicherten Existenz entgegengingen. Wohl ließ man die Hafenstädte gelten; wie schnell sich aber auch die Städte im Innern des Landes entwickelt hatten, war weniger bekannt. So zwang man uns einen Empfehlungsbrief an ein New Yorker Bankhaus auf, falls wir verloren und heimatlos in dieser Riesenstadt umherirren würden.

Endlich, am Abend des zweiten Tages, war alles vorbei, und der Zug, der uns von Leipzig nach Hamburg bringen sollte, zur Abfahrt bereit. Sieh, da

*

erschien plötzlich ein liebes, treues Gesicht an der Wagentür, und zwei riesengroße Pfefferkuchen flogen herein, geschleudert von meiner goldtreuen Freundin Anna Spitzner, die noch einmal von Dresden gekommen war, den letzten Abschiedsgruß zu wechseln. Kaum war das geschehen, so dampften wir in die Nacht hinaus zur weiten, kalten, mit unzähligen Unbequemlichkeiten belasteten Fahrt. Hätten wir ruhig in unserem Wagen bleiben können, würde sich wohl endlich ein wenig Schlaf eingestellt haben, aber wohl vier- oder fünfmal hieß es: „Umsteigen!“

Zu jener Zeit war Grobheit noch eine wesentliche Eigenschaft jedes Bahnschaffners. Das ist jetzt ganz anders geworden! O wie ward ich angebrüllt, wenn ich bei sehr mangelhafter Beleuchtung nicht schnell genug die Uebergänge passierte, oder gar in Verwirrung stehen blieb! Mein guter Mann war viel zu bepackt, um mich zu führen, und hatte selbst Mühe, sich durchzufinden. Hatte man atemlos den richtigen Wagen erreicht, so lag wohl ein schnarchender, nicht allzu sauberer Mann auf der harten Bank ausgestreckt. Zweite Klasse zu fahren, wodurch alle diese Nöte verhindert worden wären, war uns gar nicht eingefallen. War doch mein lieber Mann unter vielen Geschwistern ziemlich dürftig und hart erzogen worden, so daß ihm solch ein Luxus gar nicht in den Sinn gekommen war.

Später ward das ganz anders. O wie liebreich und freigebig hat er auf unseren vielen Reisen für mein Wohlbefinden gesorgt!

Nun, endlich kamen wir doch müde und durchgeschüttelt in Hamburg an, wo uns das bescheidene Gasthofstübchen, das wir mieteten, gar lieblich erschien; besonders da die freundliche Wirtin uns gleich heißen Kaffee brachte, ja, mir sogar das Bett wärmte und tröstlich zusprach. Bald lag ich in langem, festen Schlaf, während mein guter Mann an den Einschiffungsplatz ging, um alles Nötige zu besorgen. Am Nachmittag wanderten wir noch ein wenig in der Stadt umher, waren aber doch zu aufgeregt und im Abschiedsschmerz befangen, um lebhafte Eindrücke von dem Gesehenen zu behalten.

Da über Nacht starker Frost eintrat, freuten wir uns am andern Morgen unserer warmen, wenn auch keineswegs eleganten Pelze, und wanderten gutes Mutes zum Einschiffungsplatz, dessen Einrichtungen damals noch nicht sehr menschenfreundlich waren. Mit den Füßen trampelnd, sich in die Hände blasend, lachend, weinend oder räsonierend waren die Kajütenpassagiere der Westfalia unter freiem Himmel versammelt. Endlich, endlich ward die Brücke freigegeben, die die ganze frierende Gesellschaft zu dem kleinen Dampfer brachte, der uns dem Schiff zuführen sollte. Mit starkem Pusten und dickem, schwarzen Rauch setzte er sich in Bewegung. Die knappe Sitzgelegenheit war von Flinken oder Unverschämten schnell mit Beschlag belegt; wir andern mochten stehen. Eine Kajüte gab es nicht. Im Sommer wär's wohl eine Lust gewesen, den immer breiter werdenden Elbstrom hinabzufahren, die grünen Ufer mit ihren Wiesen, Landhäusern und

Dörfern, besonders aber das Leben auf dem Fluß zu beobachten; jetzt aber konnte man nichts anderes tun als frieren. Ein dichter Nebel, der sich noch zuletzt über den Fluß senkte, machte die Sache noch trübseliger. Auch fehlte es nicht an Trauermusik; zwei, ganz in rote Wolle gekleidete Kinderchen besorgten sie aus aller Macht, während ihr älteres Brüderlein laut klagte, seine Tränen frören ihm am Gesicht fest.

Indes erhob sich die Sonne höher und höher, bis sie endlich fast plötzlich den Nebel zerriß. Und siehe, da lag vor uns das offene Meer, auf dessen Wogen die Westfalia frisch und blank mit wehenden Wimpeln auf uns wartete. Jetzt würde man dies gute Schiff verächtlich ansehen, da es nur Mittelgröße hatte, nicht durch Schrauben, sondern noch durch zwei gewaltige Räder getrieben ward, und auch weit weniger Eleganz und Luxus in sich barg als die modernen, sogenannten Salondampfer.

Mir aber ist dieses Schiff das liebste geblieben von allen sechs, die uns über den Ozean getragen haben. Um elegante Einrichtung, feine Bedienung, auserwählte Speisen und allerlei Vergnügungen zu haben, braucht man doch wahrlich nicht zur See zu gehen; man findet es wohl noch besser am Land! Auf der See suche ich vor allem etwas Romantik, ungezwungenes, schlichtes Leben, Freiheit und hie und da ein kleines Abenteuer. Dies alles fanden wir auf der wackeren Westfalia, als wir auf einem sehr schmalen Treppchen zu ihrem Deck emporkletterten, um sie erst nach achtzehn Tagen wieder ganz zu verlassen. Oben stand der Kapitän

im Wettermantel mit spitzer Kapuze und reichte jedem freundlich die Hand. Er war ein Prachtkerl, zu dem man sofort Vertrauen faßte. Von mittlerer Größe, im besten Mannesalter, mit dunkeln, krausem Haar, schönen, glänzenden Augen und merkwürdig raschen, zierlichen und sicheren Bewegungen. Auch die männlichen und weiblichen Stewards stellten sich vor und geleiteten ihre Schutzbefohlenen freundlich zu den Kajüten.

Daß mein lieber Mann und ich ein Kämmerlein für uns bekamen, erfreute uns sehr. Ich hatte mich schon recht gefürchtet, mit einer Fremden zusammenschlafen zu müssen. Wie unangenehm, ja wie fast unerträglich das werden kann, erfuhr ich auf einer, aber auch nur auf einer, unserer späteren Reisen, da meine Schlafgenossin im Bett Heringe verzehrte und den Abfall auf den Boden warf, mein Bett als Garderobe benutzte, und die Waschgelegenheit in schauderhaften Zustand versetzte. Wenn sie dann in buntschillerndem Seidenkleid und türkischem Schal auf dem Verdeck herumstolzierte, sah man ihr das freilich nicht an.

Da jede Schilderung der Seekrankheit häßlich ist, übergehe ich die zwei ersten Tage mit Stillschweigen. Sie suchte mich jedoch nur wenig heim und ließ meinen lieben Mann fast ganz frei, so daß er sich schon am zweiten Tag ziemlich hoch oben im Takelwerk häuslich niederließ, ein theologisches Buch aus der Tasche zog und ganz gemütlich zu studieren anfing. „Rrrrrrunter da!“ schrie ihm eine vorbeieilende Teerjacke mit gewaltiger Stimme zu, während ein Steward die vielen r ins Deutsche übersetzte und höflich erklärte, das Auf-

klettern im Tauwerk sei, um der Gefahr willen, den geehrten Passagieren verboten. Nun, es gab ja schöne, stille Plätzchen genug, da uns erlaubt war, das Verdeck vom Steuerhäuschen an bis zum Kiel nach Belieben zu durchschreiten. O wie viele, herrliche, unvergeßliche Stunden haben wir beide, im milden Wintersonnenschein auf einem Anker im Kiel sitzend, auf dieser Reise verlebt! Abgewendet vom Schiff sahen wir nichts vor uns als das unermeßliche Meer und den wunderbar blauen Himmel. Da kamen unsere erregten Seelen zu Ruhe. Waren wir auch fern von der Heimat und allen, die wir dort liebten, so wölbte sich doch derselbe Himmel über uns, derselbe Gott wachte über uns, derselbe Heiland senkte Seinen Frieden wieder in unsere von manchem Sturm erschütterten Herzen. Wenn ich auf dem ungewohnten Sitz ein wenig unsicher und ängstlich war, schlang mein lieber Mann seinen Arm schützend um mich, tröstete mich auch mit liebreichen Worten, wenn das Heimweh sich regte, so daß wir wieder recht eines Sinnes, ja, ein Herz und eine Seele wurden, was in den letzten Wochen höchster Aufregung und Unruhe etwas zurückgetreten war. Von diesem Sitz auf dem Anker und dem Ausblick aufs unermeßliche Meer träume ich jetzt als siebzigjährige Witwe noch in mancher Nacht und suche im Erwachen vergebens nach der stützenden Hand. —

Doch ich greife vor. Am ersten und zweiten Tag war mir's noch nicht zumute, bis zum Kiel zu wandern, und ich war recht froh, als die Westfalia im Hafen von Southampton anlegte, wo uns erlaubt ward, auf

einige Stunden ans Land zu gehen. Vorher hatten wir einen schönen Blick auf die liebliche Insel Wight gehabt, die in der englischen Geschichte so oft erwähnt wird. Zwischen hohen, auch im Winter grünen Baumgruppen und altem Gemäuer sahen wir einen starken Turm emporragen. Gern hätte ich gewußt, ob es wohl Carrisbrooke Castle sei, wo man den unglücklichen König Karl I. dreizehn Monate gefangen hielt, ehe man ihn zum Tode führte. Da die Insel aber sehr groß ist, ja sogar vier Städte enthält, konnte mir niemand Bescheid sagen. Wahrscheinlich war's etwas ganz anderes!

Dagegen gab's in Southampton allerlei Romantisches zu sehen. Um den Hafen her waren leider viele Arbeiter beschäftigt, alte, interessante Häuser niederzureißen und sehr langweilige, moderne dafür aufzubauen. Sämtliche Bauleute trugen hohe Zylinderhüte und taten ihre Arbeit in feierlicher Stille. Die kleine, ältliche Verkäuferin in einem Bäckerladen, wo wir einige Brötchen kauften, benahm sich ganz gravitätisch als Lady im Spitzenhäubchen, schwarzseidener Schürze und feingestrickten Halbhandschuhen. Doch bediente sie uns gut und entließ uns mit tiefem Knix, obgleich wir den „Green Dutchman" gar nicht verleugnen konnten und auch nicht wollten.

Tollkühn pilgerten wir weiter durch alte, winklige Gassen, und standen oft entzückt vor Mauern, Häusern und Türmen, die wohl ein gutes Stück englischer Geschichte erlebt hatten. Das Beste war ein großes Tor mit mehreren Ein- und Ausgängen, von einer engen

Gasse auf einen freien Platz führend. Altersschwarz, aber vollkommen wohlerhalten, stand es da, ein Andenken an Elisabeths Zeit, wie uns ein Vorübergehender sagte. Sobald ich das wußte, belebten sich die Bogengänge für mich mit den buntesten Gestalten aus jener so interessanten Zeit.

Was mochten die zwei riesengroßen steinernen Ritter, die im Eingang Wacht hielten, gesehen haben? Ob die stolze Königin wohl selbst an ihnen vorbeigerauscht war im goldgestickten Sammetkleid, geführt von ihrem Günstling Lester, während der junge eifersüchtige Walter Raleigh unter dem Gefolge einherschritt und, die Faust ballend, auf Rache sann?

Aus fernen, neuentdeckten Ländern heimkehrende Schiffer hatte man vielleicht jauchzend durch dieses Tor geleitet; manch fröhlicher Hochzeitszug war dem nahen, jetzt altersschwarzen Kirchlein zugewandelt, aber auch der bleiche, zitternde Verbrecher war vielleicht hindurchgeschleppt worden zum grausamen Tode.

So träumten wir, erwachten aber plötzlich mit dem Gedanken, daß die Westfalia schwerlich auf uns warten würde, wenn wir die Zeit der Abfahrt versäumten. Nach einigen Irrgängen und Fragen, die uns überzeugten, daß unser Englisch viel zu wünschen übrig ließ, erreichten wir den Hafenplatz, wo das gute Schiff noch ruhig lag, um allerlei Waren und etliche neue Passagiere aufzunehmen. Unter den letzteren befand sich der ungezogenste Junge, den ich mein Lebtag gekannt.

Aber wir sollten, zu unserer großen Freude, nicht nur eine englische, sondern auch eine französische Stadt

zu sehen bekommen, da das Schiff am nächsten Tage einige Stunden in der wunderschönen Bucht von Havre lag. Beim herrlichsten Wetter wanderten wir über den Hafenplatz der lieblich gelegenen Stadt zu. Sofort fiel uns der Unterschied zwischen englischem und französischem Wesen auf. Statt der Zylinderhüte trugen die Arbeiter hier leichte, gestrickte Zipfelmützen in allerlei Farben. Es war ein Lachen, Schwatzen, Hüpfen und Singen, man zankte und prügelte sich, um sich im nächsten Augenblick zu umarmen; dabei aber ward jede Arbeit mit Lust und Gewandtheit verrichtet.

Da mein Französisch damals noch ziemlich frisch war, konnten wir uns hier besser verständigen, und fanden bald die schönsten Straßen der Stadt und den großen Marktplatz. Dort herrschte ein Leben, so heiter und harmlos, wie ich's sonst nirgends gesehen. Alles hüpfte, lachte, sang und schrie durcheinander, als handle sich's nicht um Arbeit und Verdienst, sondern um ein Volksfest. Der azurblaue Himmel, die milde Luft, die Gemüse und Früchte, die man zum Verkauf ausbot, ja, auch die leichten blauen Leinenkittel der Händler ließen uns den Winter ganz vergessen. Am lebhaftesten ging's auf dem Fischmarkt zu, und das Geschrei: „Poisson fraix, Poisson fraix" ward uns fast zuviel; auch war der Anblick der glänzenden, meist sehr großen Seefische, die in mächtigen Behältern herumschwammen, angenehmer als ihr Geruch.

Dem Marktgewühl entfliehend, traten wir leise in eine geöffnete Kirchtür, fanden aber durchaus keine Kunstwerke darin. Aus einer Seitenhalle klangen helle

Kinderstimmen, die für mich immer etwas Anziehendes haben. Ein junger Mönch hatte viele Knaben und Mädchen zum Religionsunterricht versammelt. Er fragte und belehrte so sanft und freundlich, und die Kleinen antworteten mit solcher Lust, daß wir uns herzlich gefreut haben würden, wenn er nur das reine, klare Gotteswort in die zarten Herzen gepflanzt hätte. Leider aber handelte es sich um das Leben und die Taten eines sogenannten Heiligen.

Da die Stadt Havre wegen besonders feiner, kunstreicher Juwelierarbeit bekannt ist, betrachteten wir auch eine lange Reihe von Schaufenstern, die mit solchen wunderfeinen Kunstwerken gefüllt waren. Besonders die zierlichen Schmucksachen, Kästchen und Körbchen aus bunten Seemuscheln in Gold- oder Silberfassung gefielen uns sehr. Gern hätten wir nur ein einziges, ganz kleines Andenken gekauft; doch war der Preis viel zu hoch für unsere nicht allzu reiche Kasse.

Dennoch nahmen wir ein Andenken mit, das nichts kostete und mir noch heute teuer und wert ist. Es war der Blick aufs sonnenbestrahlte Meer, den wir von einem Hügel in nächster Nähe der Stadt genossen. Vollkommene Stille herrschte ringsum; wir sahen nichts als die silberhelle, leicht bewegte Flut, von vielen großen und kleinen Schiffen belebt. Auch wir sprachen nur wenig, drückten einander die Hand und schauten stiller und hoffnungsvoller in die Ferne. Wäre ich ein Maler, könnte ich jetzt noch das Bild zeichnen, so unauslöschlich hat es sich meiner Seele eingeprägt.

Aber nun schnell zurück zur Westfalia, wo es gar nicht still, sondern sehr lebhaft zuging, da noch allerlei Kisten, Säcke und viele lange Eisenstangen herbeigeschleppt wurden, so daß man sich vor Kopfstößen hüten mußte. In der zweiten Kajüte aber war ein neuer Passagier angekommen, ein Yankee, der im Schwadronieren und Renommieren Großes leistete, während seine Frau, eine Französin, still, bescheiden und etwas gedrückt einherging.

Viel älter und weltgewandter als ich, suchte sie doch bald Verkehr mit mir, da ihr mein mangelhaftes Französisch wohl lieber war als gar keins. So saßen wir oft strickend und plaudernd beieinander, ohne jemand im Wege zu sein, haben aber doch einmal unseren Kapitän zu gewaltigem Zorn gereizt. Es geschah gegen das Ende der Reise, wo es viel schlechtes, nasses Wetter gab. Da trugen wir beide, die Französin und ich, gern zwei Feldstühlchen auf den breiten Absatz der Kajütentreppe, um ein ungestörtes Plauderstündchen zu halten. Wohl hatte uns der Oberst-steward mehrmals gesagt, das sei eigentlich verboten, dennoch saßen wir an einem düsteren Regentage wieder auf unserem Plätzchen. O weh, da erschien oben an der Treppe die wassertriefende Gestalt des Herrschers; seine Augen funkelten, und er stieß ein Brummen aus wie ein gereizter Bär. Eilige Flucht erschien uns als das beste; aber die unschuldigen Stühlchen flogen uns, von kräftiger Hand geschleudert, nach, und zerplatzten in Stücke. Der Kapitän war verschwunden, nur der Steward sammelte wehmütig die

Trümmer und sagte mit seiner sanftesten Stimme: „I told you so!“

Wir beiden Missetäter hatten etwas Angst vor dem gewohnten Abendbesuch des Erzürnten in unserer zweiten Kajüte, doch war er die Freundlichkeit selbst; nur zuckte es wie schlaues Lächeln um seine Lippen, wenn sein Blick uns traf.

Da die ersten Tage der Reise vom herrlichsten Wetter begünstigt waren, herrschte fröhliches Leben auf dem Verdeck. Die Kinder spielten, die Jugend sang und scherzte, die Alten saßen plaudernd zusammen, und man rühmte laut, welch herrliches Vergnügen eine Seereise sei. Seeluft macht hungrig; darum freuten sich alle ganz kindlich, wenn die Eßglocke läutete, und die Mahlzeiten waren meist durch interessantes Gespräch gewürzt. Freilich fehlte es auch nicht an Neckerei. Beim Frühstück, wo es schwarzes und weißes Brot und dazu noch eine warme Speise gab, waren die Semmeln abgezählt, so daß jeder nur eine nehmen durfte. Da fand sich fast immer ein Schelm, der sich zwei zu Gemüte zog, so daß, wer zu spät kam, leer ausging. Dies Schicksal hatte meist ein etwas reizbarer Jüngling, der oft die Frühstücksglocke verträumte. Sofort begann der Streit. „Wo ist meine Semmel? Ich erkläre, es ist eine Schande! Steward, ich wünsche eine Semmel!“ „Es ist keine mehr da, mein Herr.“ „Und das will ein anständiges Schiff sein, wo es nicht einmal eine Semmel gibt“, schrie der Beraubte händeringend. „Ich dulde es nicht länger; ich beklage mich beim Kapitän, ich verlasse das Schiff!“ „Aber mein

Herr", begütigte der Steward, „dort liegt ja Ihre Semmel ganz ruhig neben Ihrer Tasse!" So war es auch; der Räuber hatte sie flink aus der Tasche zutage gefördert. Ein ähnlicher Krieg entbrannte am Abend wegen des Herings, der plötzlich unser aller Lieblingsspeise geworden war.

Nach dem Mittagessen machten wir gern einen Besuch im Zwischendeck, um den kleinen in Pelz gehüllten Russenkindern ein paar Aepfel und Nüsse zu bringen. Am Eingang stehend, lauerten sie schon darauf. Diese Russen waren ein seltsames Völkchen. Fast den ganzen Tag lagen sie wie Seehunde auf dem Verdeck rings um die Wärme ausströmenden Dampfessen, ohne irgendeine Beschäftigung. Nie sah ich jemand nähen, stricken oder gar lesen! Nur wenn ihre Eßglocke läutete, stürzten sie hinunter, um die Henkeltöpfe zu holen und in langer Reihe zu dem Koch zu wandeln, der aus großem Kessel Erbsen, Sauerkraut oder dicke Grütze, am Abend aber dampfende Biersuppe verteilte. Freundlich, harmlos und ganz zufrieden war das seltsame Völkchen. Ob es wohl im fernen Nebraska, wohin es zog, eine gute Heimat gefunden haben mag?

Wir Kajütenpassagiere schauten freilich mehr ins Weite als diese seltsamen Pelzemärtel, und fanden gar viel zu bewundern. Zuerst entzückten uns die schneeweißen Möwen, die ihre Nester freilich in den Felslöchern des Strandes haben, aber den Schiffen sehr weit hinausfolgen, und im Fluge gar prächtig aussehen. Als uns endlich die letzte verlassen hatte, gab es ganze Heere sogenannter Springfische zu beobachten,

die, hoch aus dem Wasser emporschnellend, in weitem Bogen in die Flut zurücktauchen. Einmal rief ein kleiner Junge ganz entzückt: „O Mama! Sieh doch, sieh! Dort ist ein Springbrunnen auf dem Meere!“ Ja, ziemlich weit vom Schiff entfernt stieg wirklich ein schäumender Wasserstrahl aus den Wellen empor. Bald belehrte man uns, daß dort ein Walfisch sei, der in gewohnter Weise das eingesaugte Wasser wieder ausspritze. Dadurch ward eine zarte Dame in große Aufregung versetzt, da sie fürchtete, der Walfisch werde die ganze Westfalia auf den Rücken nehmen und im Abwerfen zerschmettern.

Aber das Allerbeste in dieser schönen Reisezeit waren die Abende. Nach dem Essen, wenn sich unsere Reisegenossen zu Schach-, Dame- oder Kartenspiel zurechtsetzten, auch wohl rauchten, disputierten oder lasen, schlüpften wir und zwei oder drei Auserwählte noch einmal hinauf aufs Verdeck. O wie feierlich strahlten Mond und Sterne! Wie geheimnisvoll rauschten die Wellen! Und dort in einer geschützten Ecke hinter einem Kajütenkopf saß der wackere Kapitän mit etlichen Passagieren und einem Schiffsbeamten, der uns besonders wohlgefiel. Für uns war stets noch Platz, und, zugedeckt mit meines Mannes altem Plaid, lauschte ich als einzige Frau dem geistvollen, oft hinreißenden Gespräch dieser braven Männer. Meist erzählten sie von ihren Reisen und Abenteuern, nicht in renommistischer Weise, sondern malerisch, begeistert und oft poetisch. Gelegentlich war auch die Rede von allerlei Aberglauben des Schiffsvolks, vom Klabautermann, von

Nixen und Meergeistern. Dann klammerte ich mich beim Hinabgehen fest an meines Mannes Arm, und die Gespenster besuchten mich im Traum noch einmal. Zuweilen ergriffen auch andere Weitgereiste das Wort, immer aber blieb die Unterhaltung höchst interessant. Da mein lieber Mann noch keine Abenteuer, weder zu Wasser noch zu Lande, zu berichten hatte, sprach er nur wenig, war aber bei allen wohlgelitten und ward „der kleine Pastor" genannt, obgleich er ebenso groß war als der Kapitän.

Bald aber ward alles anders. Scherz und Heiterkeit verstummten; Angst und Schrecken kam über uns. Es ward fast plötzlich sehr kalt. Unheimlich gestaltete dicke, schwarze Wolken zogen am Himmel empor, ein seltsames Sausen erfüllte die Luft. Laut tönte des Kapitäns Stimme von der Kommandobrücke; geschäftig lief das Schiffsvolk umher, um alles niet- und nagelfest zu machen. „Sturm kommt!" erklang es nun. „Alle Landratten herunter!" Der Oberst steward setzte diesen Befehl in etwas höflichere Form; die wenigen, die noch oben waren, gehorchten, und die Kajütentüren wurden verschlossen. Die meisten Passagiere waren verständig und gefaßt, nur einige, die bisher viel renommiert hatten, jammerten und schrien sogar laut auf, wenn der Kiel des Schiffes sich so hoch erhob und so gewaltig wieder niedersauste, daß man sich nicht auf den Füßen halten konnte. Ich zitterte und weinte, doch führte mich mein lieber Mann in unsere Kajüte und rief zu Gott um Schutz, Hilfe, Geduld und Ergebung. Da wurde ich auch still, und habe

mich während der entsetzlichen Nacht, die nun folgte, leidlich tapfer gehalten.

An Zubettgehen war nicht zu denken; nur die Kinder hatte man auf des Oberstewards Rat mit Tüchern in den Betten festgebunden. Wir lagen die ganze, endlos lange Nacht auf dem nicht allzu sauberen Boden unserer kleinen Kajüte, klammerten uns an die Bettpfosten, wurden aber trotzdem ganz jämmerlich herumgeschleudert. Unser Handkoffer sprang wie toll in dem ganzen Raum herum, bis es uns gelang, ihn einzufangen und festzumachen. Gläser und alles andere Geschirr flog aus dem Waschtisch und lag in Scherben am Boden. Daß es den schönen Lampen und allem zerbrechlichen Gerät im Speisesaal ebenso erging, verriet fortwährendes Klirren und Prasseln. Das Schiff und all sein Inhalt, der nicht niet- und nagelfest war, ward herumgeworfen wie ein Spielball. Man muß das erlebt haben, um es nicht für Uebertreibung zu halten. Eine Weile hatte unser kleines, an der Wand befestigtes Oellämpchen noch gebrannt; nun verlosch es, und dichte Finsternis umgab uns. Dazu das furchtbare Getöse, das Heulen des Sturmes, das Krachen in den Balken des hilflosen Schiffes, das Umstürzen und Zerspringen von allerlei Gerät auf dem Verdeck!

Am unerträglichsten war es uns, wenn eine riesenhafte Welle das Schiff auf ihren Rücken genommen hatte und es nun wieder hinabgleiten ließ. Man hatte dabei das Gefühl des Versinkens in bodenlose Tiefe. Ein paarmal trat plötzlich vollkommene Stille ein, die mein lieber Mann benutzte, mir einen Trostspruch

zuzurufen oder ein kurzes Gebet zu sprechen. Ein Wort der Furcht, Klage oder Ungeduld habe ich von ihm nicht gehört. Mich quälte ein höchst kindischer Gedanke. Wohl war ich bereit zum Sterben, wenn es Gottes Wille war, doch kam es mir ganz entsetzlich vor, vielleicht noch ein wenig lebendig von einem großen Fisch gefressen zu werden. Ich konnte diese Tiere mit ihren weit aufgerissenen Rachen überhaupt nicht leiden.

Als endlich, endlich der ersehnte Morgen anbrach, ließ der Sturm ein wenig nach, so daß man hoffen durfte, die Gefahr sei vorüber. Wir konnten uns vom Boden erheben, ohne sofort wieder umgeworfen zu werden, setzten uns aneinandergeklammert auf unser Bänkchen und beschauten die Verwüstung ringsum. Ein kleiner Taschenspiegel zeigte uns zwei totenbleiche Gesichter, verwirrtes Haar und fast unerträglich zugerichtete Kleidung.

Bald meldete sich Hunger und Durst, und mein lieber Mann wagte es, die Kajütentür zu öffnen. O wie sah es im Saale aus! Nichts als Scherben, umgestürzte Bänke, abgerissene Türen, und alles reichlich mit Lampenöl übergossen. Aber schon bemühten sich die bleichen, abgehetzten Stewards, männliche und weibliche, die traurigen Ueberreste zu entfernen und notdürftige Ordnung zu schaffen. Aus den Schlafkajüten guckten hie und da bleiche, angstvolle Gesichter; viel unverständige Klagen wurden laut, besonders aber die Bitte um irgend etwas Warmes, in die wir gern einstimmten. Bald wurden Körbe mit Brotschnitten und

*

allerlei Zukost herbeigebracht, und aus großen Kannen heißer Tee in Blechtöpfchen gefüllt. O wie herrlich schmeckte das!

Keinem der Passagiere war in dieser schrecklichen Nacht ein Schade geschehen; blaue Flecke, Kopfstöße und etliche Beulen hatte freilich jeder aufzuweisen. Dagegen verbreitete sich die traurige Kunde, daß unser braver Kapitän rücklings von der Kommandobrücke hinabgeschleudert worden sei, und jetzt, am Kopfe ernstlich verletzt, in seiner Koje liege. Daß mehrere Matrosen mit verbundenen Armen und Beinen, ja mit Beulen an der Stirn herumliefen, ward von niemand und am wenigsten von ihnen selbst beachtet.

Dieser Tag brachte noch manche Angststunde; die nächste Nacht aber fast völlige Windstille und einen festen, langen Schlaf. Beim Erwachen fühlte man sofort, daß große Kälte eingetreten war; auch versicherten die Stewards, es sei für Frauen und Kinder unmöglich, ins Freie zu gehen.

Die Männer aber ließen sich meist nicht hindern, gingen hinaus und kamen nicht wieder. Dagegen hob draußen ein gewaltiges Klopfen, Pochen und Hämmern an, wie man es noch nie gehört. Endlich erschien mein lieber Mann in der Tür und rief mich. O welch wunderbarer, geisterhafter Anblick bot sich mir draußen! Es hatte in der ersten Hälfte der Nacht stark geregnet und war immer kälter geworden, bis endlich die Masten, Taue, Bänke, Kajütenköpfe, ja alles, was überhaupt da war, mit einer ziemlich starken, wunderbar glänzenden Eishülle umgeben war. Es sah zauberhaft schön

aus; doch konnte ich den Anblick wegen der scharfen Kälte nur ganz kurze Zeit genießen. Die Männer aber arbeiteten tapfer den ganzen Vormittag, ja, sie schwitzten sogar in ihrem Eifer. Als es Mittag läutete, war alles vom Eis befreit, und das Essen schmeckte besser als je zuvor.

Dennoch drückte die Sorge um den Kapitän uns alle etwas nieder, bis er am Abend plötzlich sehr bleich, aber ganz vergnügt in den Saal trat. Sein dichtes Haar war kurz abgeschnitten, und auf dem Hinterkopf trug er eine Art weißes Kinderhäubchen, das die Wunde bedeckte und mit Bändern zugebunden war. Die Verletzung mußte ernstlich sein, da er es bei der Ankunft in New York immer noch trug, meist aber durch die Kapuze verbarg. Jetzt lobte er uns, da wir uns nach Aussage des Stewards während des Sturmes vernünftig betragen hätten, bis auf wenige Ausnahmen. Die „wenigen Ausnahmen" erröteten etwas, waren aber keineswegs nur weiblichen Geschlechtes.

Auf die Frage, ob der Sturm gefährlich gewesen sei, antwortete er: „Ja, es war eine ernste Sache. Wären Küsten oder Klippen in der Nähe gewesen, hätte das Schiff wohl scheitern können, aber auf offener See erträgt es viel!"

Mit diesem Sturme waren die Hauptereignisse unserer Reise vorüber. So furchtbar er auch war, möchte ich doch die Erinnerung daran nicht missen! Trübes, regnerisches Wetter bannte Frauen und Kinder von nun an viel an die Kajüte, wo es keineswegs immer sehr gemütlich war. Nun, man versuchte

wenigstens zu lesen, Briefe zu schreiben oder ein Gesellschaftsspiel zu machen, wenn es der Kinderspektakel zuließ. Wohl waren liebe kleine Dinger dabei, mit denen ich gern spielte oder ihnen Geschichten erzählte, doch verdarb der böse, in Southampton eingestiegene Junge jedes Vergnügen.

Indes sollte seine Uhr bald abgelaufen sein. Eines Tages vermißte eine Mutter ihr liebes kleines Töchterchen und geriet fast außer sich bei dem Gedanken, es könne aufs Deck gestiegen und ins Meer gefallen sein. Endlich, endlich fand man das arme Kind am Ende eines langen Ganges, wo es der böse Bube in einen Wandschrank gesperrt hatte. Da ging es ihm endlich nach Verdienst. Der Oberst steward schüttelte ihn so gewaltig und prophezeite ihm mit so furchtbarer Stimme eine gesalzene Tracht Prügel, wenn er noch einen einzigen bösen Streich mache, daß er einzog und von nun an wenig sichtbar ward. Wahrscheinlich leistete er nun seinem Vater Gesellschaft, der fast den ganzen Tag im Rauchzimmer lag, qualmte, trank, und mit niemand verkehrte.

Mein lieber Mann lief trotz des schlechten Wetters viel auf dem Verdeck umher, erwarb dabei großartige seemännische Kenntnisse, um sie sehr bald wieder zu vergessen, und war mit allen Teerjacken gut Freund.

Aber wir sollten doch noch etwas höchst Seltsames erleben. Eines Morgens wollte es gar nicht hell werden in unserer Kajüte. Horch, da läutete schon die Frühstücksglocke! Konnte es neun Uhr sein und noch ganz finster? Im Speisesaal brannten die

Lampen trübe und mühselig, während ein seltsamer gelber Dunst die Luft erfüllte. Guckte man aber hinaus ins Freie, so sah man gar nichts, nein, nicht das Geringste, und zog den Kopf schnell zurück aus dem dichten, unheimlichen Nebel. Unsere Westfalia, die einer der Passagiere ein „Mädchen für alles“ nannte, hatte einen sehr nördlichen Kurs eingeschlagen, da sie auch im Hafen von Halifax auf der Insel Neuschottland etwas zu besorgen hatte. Diese Gegend wird oft von dichten Nebeln heimgesucht, die den Schiffen ebenso gefährlich sind als die Stürme. Wie leicht kann dadurch ein Zusammenstoß geschehen! Um das zu verhüten, ward auch bei uns das Nebelhorn in Tätigkeit gesetzt, eine Art riesenhafter Trompete, die durch Dampfkraft in regelmäßigen Zwischenräumen einen sehr lauten, durchdringenden Ton ausstößt, der auf die Nerven der Landratten höchst aufregend wirkt. So brüllte nicht nur unser Nebelhorn, sondern auch die Nebelhörner der zahlreichen, dort vor Anker liegenden Schiffe. Zu sehen gab es aber gar nichts, auch nicht das Geringste, so daß wir alle froh waren, als die Westfalia nach Süden abdampfte, wo der Nebel bald verschwand.

Und nun sahen wir Land! Das Land, für das ich schon als Kind geschwärmt, von dem ich so viel gelesen, Wahres und Unwahres, und das nun unsere Heimat werden sollte. Es war die Insel Long Island, die sich uns, von der Wintersonne bestrahlt, aber mit Eis und Schnee bedeckt zeigte! Ein jeder mochte bei ihrem Anblick so denken, wie der englische Dichter

Dickens einen Auswanderer sprechen läßt: „Every land will do for me after so much water“ (Jedes Land ist mir recht nach so vielem Wasser).

Ja, dort waren Häuser! Kleine Städte! Und drinnen wohnten Menschen, saßen vielleicht gemütlich beim Feuer, während wir vor Kälte zitternd zu ihnen hinüberschauten!

Unbeschreiblich war unsere Aufregung, als wir nun die neue Heimat wirklich erblickten. O, wenn sie nur nicht so eisig kalt gewesen wäre und wie in Frost versteinert ausgesehen hätte! Immer wieder prüfte man nun, ob jedes Gepäckstück zum Heraustragen bereit, ob der Anzug einigermaßen sauber sei und keine Spuren der erlebten Abenteuer mehr zur Schau trug.

Kleinere Inseln, einzelne Häuser, beschneite Wälder, große und kleine Schiffe, Leuchttürme, und endlich, endlich der wundervolle Hafen von New York!

Nun klopften unsere Herzen gewaltig, und bald legte die wackere Westfalia an einem ziemlich öden, gepflasterten Ufer an, wo sie von vielen aufgeregten Menschen erwartet wurde. Unser guter Kapitän stand an der Brücke, und wir reichten ihm beim Herausgehen alle die Hand.

Nun ist mir manches traumhaft und unklar in der Erinnerung. Es gab eine große Zollhalle, es gab Gedränge, man öffnete Koffer und Kisten, und ich war todmüde und konnte endlich kaum mehr stehen. Sieh, da trat ein freundlicher, dunkelhaariger, bärtiger Mann mit überaus schönen, klaren Augen zu uns, schlang die Arme um meines Mannes Hals und küßte ihn.

Es war der Emigrantenmissionar Keyl, den wir schon kannten und liebten, da er im letzten Jahre in Deutschland und auch bei uns gewesen war. Nach einem ziemlich weiten Marsch durch unbeschreiblich belebte Straßen gelangten wir wieder ans Wasser, und fuhren auf einem mit Menschen ganz vollgestopften Dampfschiff nach Staten Island, das sich schneebedeckt und eisig aus der Flut erhob. Auf dieser Fahrt ward das Empfehlungsschreiben der deutschen Freunde ins Meer versenkt. Wir behielten sie lieb, aber ihres Schutzes bedurften wir nicht.

Bald ruhten wir nun aus in Pastor Keyls hübschem Häuschen im Städtchen Richmond auf Staten Island. Lieb und gut waren unsere freundlichen Wirte, aber daß wir uns sofort ganz heimisch fühlten, verdankten wir dem kleinen vierjährigen Klärchen. Ja, dieses Kind war ein rechtes Trostengelein und gewann unsere Herzen sofort. Noch sehe ich es auf meines Mannes Schoß sitzen, als sei er ein alter Bekannter; noch höre ich's plaudern, lachen und scherzen, als es uns alle seine kleinen Schätze zeigte, die freilich meist Ruinen waren. Ja, endlich mußten wir es begleiten, als es in schneeweißen Nachthöschen auf des Vaters Schultern saß, um die Treppe hinauf ins eiskalte Kämmerlein zu Bett zu reiten.

Aber die Fülle seines liebreichen Herzchens offenbarte es erst am nächsten Tage. Es war nämlich etwas mit mir nach Amerika ausgewandert, was ich gern in Deutschland zurückgelassen hätte, ein sehr bösartiges Kopfweh, das sich meist da einstellte, wo ich's

am wenigsten brauchen konnte. So warf's mich auch am andern Tage ganz nieder, so daß ich still im guten Zimmer liegen mußte, statt in der Küche, die zugleich Wohnstube war, die ersten Studien in amerikanischer Haushaltung zu machen. Aber Klein-Klärchen versüßte mir den bitteren Tag. Mit großem Eifer füllte sie immer mehr Kohlen in den eisernen Ofen, und faßte sie dabei ganz ruhig mit ihrem weißen Schürzchen an, um die Hände nicht zu beschmutzen. „Zwei Schürzen darf man jeden Tag schmutzig machen", erklärte sie mir. „Aber warte, du bist immer noch so kalt; ich will dir gleich was holen." Eifrig lief sie hinaus, kehrte bald mit ihrem eigenen Deckbettchen zurück und stopfte es aus allen Kräften um mich her fest. „So, nun wirst du warm; nicht wahr?"

Jedenfalls ward mein Herz warm, als ich das liebe Kind an mich drückte und küßte. O wie oft, wenn mich manches im fremden Lande kühl berührte, hat mich die Erinnerung an Klärchens Deckbettchen getröstet!

Nach einigen Ruhetagen schieden wir, gestärkt an Leib und Seele, von diesen lieben Gastfreunden, um die lange Eisenbahnfahrt nach St. Louis anzutreten und dort eine ganze Last von Grüßen und liebreichen Botschaften auszurichten. War doch Frau Pastor Keyl Professor Walthers älteste Tochter, und sein gastfreies Haus unser nächstes Reiseziel. Ei, das war freilich eine andere Art zu reisen, als unsere Fahrt von Dresden nach Hamburg! Weiche Sitze, Essen und Trinken zu rechter Zeit, für die Nacht ein bequemes Bett. Auch

ward man hier von keinem groben Schaffner angebrüllt! Ganz geduldig wiederholten die Bahnbeamten und Aufwärter (letztere nur Mulatten oder Neger) ihr flüchtiges Englisch fein langsam und deutlich, bis es die „grünen Deutschen“ verstanden. Besonders wohltuend war für unsere erregten Gemüter die Stille in dem ziemlich besetzten Wagen.

Indes sind meine Erinnerungen an diese Fahrt, die ich später noch mehrmals machte, sehr traumhaft. Ich war zu erregt, zu gespannt, wie sich unser Schicksal gestalten werde, um sehr tiefe Eindrücke zu empfangen. Wohl gefielen uns die kleinen Städte mit ihren überaus zierlichen, schneeweißen hölzernen Häuschen, die von weitem wie Spielzeug aussahen. Ja, nun sahen wir auch einsame Blockhütten, deren sämtliche Bewohner vor der niederen Tür standen, um uns vorüberfliegen zu sehen. Ringsum vielleicht ein Gärtchen, einige kleine Felder und ein schmaler, gebahnter Weg zum nahen Bach, sonst Wald und nichts als Wald! „O wie traulich müßte sich's in solch einem Hüttlein wohnen!“ dachte ich oft in stillem Bangen vor den vielen fremden Leuten und Verhältnissen, denen wir mit Windeseile zugeführt wurden.

Während der zwei Tage und zwei Nächte unserer Eisenbahnfahrt war es bedeutend wärmer geworden, und endlich beugte sich der höfliche Mulatte zu uns herab und sagte leise: „This is Saint Louis!“

Mit starkem Herzklopfen stiegen wir aus, und standen nicht in einer Bahnhofshalle, sondern in einer Wildnis von Balken, Brettern, kleinen Hütten und

großen Schuppen. Der prächtige Bahnhof war zwar geplant, aber noch nicht gebaut. Ratlos standen wir bei unserem Koffer und guckten uns nach der großen Stadt St. Louis um, ohne eine Spur von ihr zu entdecken. Nur eine Frau in leichtem Kattunkleid, die uns anstaunte wie zwei Bären aus der Menagerie, redete uns endlich deutsch an und sagte, er käme gleich.

Und er kam! Ein sehr altersschwacher Omnibus mit zwei kräftigen Pferden bespannt. Unser Koffer ward von einem plötzlich erscheinenden Mann in einen Schuppen geschleppt, und wir fuhren samt der Frau ab. Sie ermahnte uns sofort, dem Kutscher nicht mehr als zwei Bit (25 Cents) zu geben; er sei oft unverschämt und verlange dreißig Cents die Person.

Noch nie in meinem Leben war ich so herumgeschüttelt worden als in diesem entsetzlichen Fuhrwerk! Endlich zeigten sich Häuser; erst verstreut, dann in Reihen. Der Omnibus hatte sein Werk getan und übergab uns der Pferdebahn, einer uns noch ganz fremden Einrichtung. Mit dieser fuhren wir, fuhren und fuhren, immer eine einzige, schier endlose Straße entlang, in die rechts und links eine Menge Straßen mündeten, breite und schmale, elegante und schmutzige, alle aber sehr belebt. Es dauerte so lange, daß ich fast zweifelte, ob wir jemals wieder aussteigen würden. Hunger, Durst, Erwartung, Ungewißheit und tief verborgenes Heimweh machten diese erste Fahrt zu einer Qual. Wie oft hab' ich sie später fröhlich gemacht, und sie erschien mir gar nicht mehr so lang! Die

Straße war der Broadway, der wie eine Schlagader die ganze lange Stadt von Nord nach Süd durchzieht.

2. Im gastfreien Hause.

Endlich, endlich erreichten wir freiere Gegend; der Kondukteur winkte uns und sprach: „Jefferson avenue and Miami street.“ Nun begannen unsere Herzen stark zu klopfen! Wie würde der Empfang sein in Professor Walthers Haus? Wie würde sich seine Frau zu mir stellen? Vornehm und sehr gelehrt stellte ich sie mir vor. Schön und frei war es ringsum. Breite, mit Bäumen eingefaßte Straßen, sehr hübsche, von Gärten umgebene Häuser, und dort stand ja das stattliche Konkordia-College, das wir schon oft im Bilde gesehen; nicht weit davon die schöne, in gotischem Stil gebaute mittelgroße Kirche. Ringsum lagen die Professorenwohnungen; Professor Walthers Häuschen war damals wohl das bescheidenste. Das hübsche, überaus sauber gekleidete Mädchen, das auf unser Klopfen erschien, rief ganz erfreut: „O, da sind Sie ja schon! Wir erwarteten Sie erst am Abend. Gleich will ich Herrn Professor rufen!“ Damit führte sie uns in ein rührend einfaches Wohnstübchen und lief eilig die Treppe hinauf.

Nach wenig Minuten trat der Mann ein, dessen Bild mir bisher weit mehr Scheu als Vertrauen eingeflößt hatte. Jetzt strahlten seine Augen von Liebe und Freude, er breitete die Arme aus und schloß

meinen Mann, der vor Erregung weinte, an sein Herz. Es war ein frommes, treues, edles Herz; und die hier geschlossene Freundschaft hielt an bis zum Tode.

Dann reichte er auch mir die Hand und nannte mich eine tapfere Frau, was ich freilich nicht immer gewesen war. Nun rief er zur Tür hinaus: „Kathrine! Holen Sie schnell meine Frau; sie ist im Nähverein. Und kochen Sie gleich Kaffee!“

Bald kam die liebe Frau mit kurzen, raschen Schritten gelaufen, im grauen Kleid, weißen Schürzchen und sehr bescheidenen schwarzen Spitzenhäubchen. Wie heimisch klang mir die echt sächsische Sprache, in der sie uns aufs herzlichste begrüßte! „Wie geht's auf Staten Island? Was macht Klärchen? Wie verlief die Seereise?“

So waren wir noch denselben Abend daheim in dem Hause, das ich mir so fremd, vornehm und etwas steif vorgestellt hatte.

Wohl sechs Wochen, vielleicht noch länger, genossen wir die Gastfreundschaft dieser herrlichen Menschen. Mein lieber Mann stürzte sich mit Feuereifer in theologische Studien, besuchte oft die Vorlesungen im College und machte eine Menge interessante Bekanntschaften. Ich war weniger befriedigt, ja, ich fühlte mich zurückgesetzt und war etwas eifersüchtig auf die ganze Missourisynode. Bisher hatte mein lieber Mann fast alles, was ihn innerlich bewegte, mit mir besprochen; ja, auf der langen Reise und in der davor liegenden Zeit großer Aufregung hatte er niemand gehabt, dem er sein beschwertes Herz ausschütten konnte,

als mich. Hier traf er Männer, die nicht nur ganz eines Sinnes mit ihm waren, sondern ihm eine Fülle geistiger und geistlicher Schätze mitteilen konnten.

Gern hätte ich recht viel vom amerikanischen Haushalt gelernt, doch meinte unsere liebe Wirtin, das werde sich alles von selbst finden; lehren lasse es sich nicht. Immerhin sah ich ihr vieles von den flinken, geschickten Händen ab; nur in die Geheimnisse des Brotbackens ließ sie niemand blicken, und war daher nicht unschuldig an den seltsamen Produkten der Backkunst, die ich später als Erstlingsversuche lieferte.

Dagegen nahm sie meine Hilfe beim Nähen gern an, und ich durfte die unzähligen Knopflöcher der sechs feinen Herrenhemden machen, die sie eben unter der Hand hatte. Dem Herrn Professor aber war's außerm Spaß, daß ich expreß übers Meer gekommen sei, um seinen Extravaganzen zu frönen. Damit meinte er die große Zahl der Knopflöcher.

Wenn wir so fleißig beisammen saßen, erzählte die liebe, sehr gescheite Frau gern allerlei aus ihrem vielbewegten Leben. „Vor dem Kriege" und „nach dem Kriege", war ihr stetes Stichwort. Sie meinte, vor dem Kriege habe schlichte Einfachheit, gute Sitte, und in deutschen Häusern auch die liebe deutsche Sprache geherrscht; jetzt nehme Kleiderpracht, Unbotmäßigkeit der Jugend und das leidige Englisch-schwatzen mehr und mehr überhand. Nun, jedenfalls war ihr eigenes Haus vor diesen schädlichen Einflüssen bewahrt geblieben.

Am liebsten und anschaulichsten erzählte sie von jener großen Auswanderung unter Führung des böhmischen

Predigers Stephan, an der sie ja selbst teilgenommen. Sind auch ihre Worte meinem Gedächtnis im Laufe der Zeit entschwunden, so ist mir doch ihre Weise so unvergeßlich geblieben, daß ich wohl wagen darf, sie redend einzuführen.

„Als ich ein junges Mädchen war", begann sie, „stand es in Sachsen mit der Kirche gar übel, da fast überall nur die Vernunftreligion gepredigt, JEsus als der ‚Weise von Israel', aber nicht als Heiland der Seelen dargestellt, und das Wort der heiligen Schrift nicht mehr als unfehlbar gehalten ward. Da trat in der kleinen böhmischen Gemeinde in Dresden der Prediger Stephan auf, mahnte gewaltig zur Buße und pries den Glauben an Christum als einzigen Weg zur Seligkeit an. Bald ward sein Kirchlein zu klein, die Menge der Zuhörer jedes Alters und Standes zu fassen, so daß er die Gottesdienste an Sommerabenden in seinem Garten halten mußte. Allerlei Schwarmgeisterei mag wohl in seinen Predigten mit untergelaufen sein; auch fesselte er die Zuhörer viel zu sehr an seine Person, nahm Geschenke und allerlei Ehrenbezeugungen an, die ein rechter Prediger von sich weist. Da ihm besonders die Jugend zulief, mag bei den Abendversammlungen manches Ungehörige vorgefallen sein, so daß sie endlich verboten und Stephan sein Amt genommen wurde.

„Da stellte er sich als Märtyrer dar und sagte, Gott habe ihn berufen, seine Anhänger nach Amerika zu führen, um dort ein neues Zion zu gründen. Durch seine großartige Redegabe und sein sicheres

Auftreten betört, fielen in kurzer Zeit wohl 700 Personen diesem abenteuerlichen Plane zu. Nicht etwa dummes, zusammengelaufenes Volk, sondern meist wackere Leute, die es für Gottes Ruf hielten. Einige Pastoren, Kandidaten und andere studierte Männer waren auch dabei. Freilich fehlte es auch nicht an jungem, schwärmerischem Volk. Stephan aber nahm alles auf, was kam, auch kaum dem Kindesalter entwachsene Burschen und Mädchen, die ihre Heimat verstohlen verlassen hatten ohne Einwilligung der Eltern. Niemand erkannte daraus, daß solch ein Mann unmöglich ein Diener Gottes sein könne! Was jeder an Geld mitbrachte, ward zu einer gemeinschaftlichen Kasse getan, die Stephan verwaltete. Mein lieber Mann zog auch mit, auch mein Bruder mit mir jungem Ding und noch andern Verwandten. Jetzt wäre solch ein Entweichen kaum mehr möglich; damals aber gab's noch keinen Telegraphen, keine Eisenbahn, und das Auffinden von Ausreißern war eine mühselige Sache.

„Dazu kam, daß Stephan große Eile hatte, sein Volk zu entführen. In Bremerhaven wurden fünf Schiffe gemietet, und bald ging's hinaus in die See. Eines dieser Schiffe, die ‚Amalia', ward nie mehr gesehen, und ist wohl mit Mann und Maus gesunken. Mit dieser ‚Amalia' sollte mein Mann fahren, fand aber keinen Platz mehr und wurde vom ‚Johann Georg' aufgenommen. Ja, Gott wollte ihn erhalten, vielen zum Segen!

„Stephan fuhr mit dem ‚Olbers' und betrug sich schon auf der See höchst herrschsüchtig, begehrte und

nahm auch von allem das Beste für sich, und tyrannisierte die Leute wie ein Türke! Wohl mögen schon damals einige irre an ihm geworden sein, wagten es aber nicht zu sagen.

„In New Orleans landeten wir alle, und fuhren nun den Mississippi hinauf bis St. Louis, wo ein Teil von uns sich niederließ und bald das tägliche Brot fand. Meines Mannes älterer Bruder Hermann ward ihr treuer Seelsorger.

„Aber der größte Teil der Gesellschaft folgte Stephan nach einer Landstrecke in Missouri, die Perry County genannt war. Dort bauten wir uns an mit unsäglicher Mühe und großen Beschwerden, von denen ich nicht viel reden will. Ach, da bluteten viele Hände, die bisher nur das Buch und die Feder geführt, beim Graben, Hacken, Bäume fällen und Wände aufrichten! Stephan aber pflegte der Ruhe, ließ sich bedienen, aß und trank und betrug sich nicht wie ein Pastor, sondern wie ein Sultan und Tyrann! Seine Hütte nannte er einen Saustall und verlangte, man solle ihm zuerst einen bischöflichen Palast bauen! Auch kommandierte er die Leute ganz unerträglich in Sachen, die er gar nicht verstand.

„Da ward man mehr und mehr irre an ihm, fragte die einzelnen aus, die in seiner nächsten Umgebung lebten, und überzeugte sich endlich mit Schrecken, daß er kein Heiliger, sondern ein schändlicher Heuchler sei, der im stillen der Sünde diente! Von der allgemeinen Kasse hatte er schon auf der Reise und in St. Louis 4000 Taler für sich verschwendet! Der Jammer und das Herzeleid,

das nun über uns kam, ist unbeschreiblich. Die jungen Pastoren mahnten ihn ernstlich zur Buße, aber ganz umsonst. Er blieb verstockt und war wohl schon längst im Vaterland ein Erzheuchler gewesen. Da blieb nichts anderes übrig, als ihn fortzuschaffen.

„So fuhr man ihn in einem Kahn über den Strom und setzte ihn an einer Stelle aus, die der ‚Teufelsbackofen' hieß. Menschliche Wohnungen waren von da aus leicht zu erreichen. Ein paar Tage trieb er sich am Ufer umher, dann sahen wir ihn nicht wieder. Er war landeinwärts gewandert, hatte aber eine ziemlich große Geldsumme, wahrscheinlich im ausgehöhlten Spazierstock, mitgenommen.

„Wir armen betrogenen Ansiedler aber waren voll Jammer und Herzeleid, und wären wohl ganz verzagt, wenn nicht einige wackere Männer Mut und Zuversicht behalten hätten. Daß wir den Verführer los waren, bewies uns, daß Gott uns nicht verlassen hatte; und bald ging's mit frischem Eifer an alle Arbeiten einer neuen Ansiedelung.

„Das junge Volk ward schnell wieder fröhlich! Ich weiß noch wohl, wie wir am Bach die Wäsche wuschen, in großen Kesseln die Mahlzeiten kochten, und nach Herzenslust dazu sangen; wie wir nach und nach unsere Hütten wohnlich einrichteten, und auf gebahnten Wegen die Fernewohnenden besuchen konnten; wie die Kinder bei schönem Wetter im Grase oder auf Balken um einen Kandidaten her saßen, der Schule hielt, und wie sich Sonntags alt und jung zum Gottesdienst im Freien versammelte, wenn's das Wetter nur irgend erlaubte.

*

„Bald baute man eine größere Blockhütte als Lehranstalt für zukünftige Prediger. Ja, die jungen Studenten und Kandidaten haben sich, oft mit blutenden Händen, ihr erstes College selbst gebaut, die Bäume dazu gefällt, die Balken zugerichtet, und sich unsäglich gefreut, als es fertig dastand. Wir weihten es ein mit einem schönen Gesang, der also begann:

‚Komm herein, komm herein,
Komm, hier ist ein Bethlehem,
Komm, es ist Dir angenehm.
Heute ist für Dich nicht Raum,
Findest noch ein Obdach kaum;
Doch die Erde bleibet Dein.

Weih' dies Haus, o JEsu! ein,
Das die Armut Dir erbauet;
Dein Aug' nach dem Glauben schauet
In der Herberg' dieser Erden,
Wo Du kannst geboren werden,
Räumt man sie Dir gleich nicht ein!'

„Oft saßen die jungen Pastoren die Nacht durch über der Bibel und den lutherischen Bekenntnisschriften, um uns nur ja den Weg zum Himmel recht schlicht und klar zu zeigen. Mein lieber Mann war wohl der Bedeutendste unter ihnen. Das darf ich jetzt wohl sagen. Ich hatte ihn längst im stillen gern, dachte nur immer, ich sei nicht gut genug für ihn. Aber er gewann mich auch lieb; wir hielten Hochzeit ‚im Busch', und sind miteinander durch dick und dünn gegangen. Nie hätten wir damals gedacht, daß wir's einmal so schön haben würden wie jetzt! Aber sehen Sie, die Buschwirtschaft hängt einem an! Man bleibt

doch schlicht und einfach sein Leben lang und mag nicht viel Plunder um sich leiden. Darum sitze ich auch am liebsten in dem kahlen Stübchen hier, und der Parlor wird nur aufgeschlossen, wenn ich ihn abstäube. Hernach sollen Sie aber unsere Schätze 'mal angucken!

„Noch einen Spaß will ich erzählen aus der ersten Zeit unserer Ehe. Ich war 'mal abends auf Besuch in eine Nachbarhütte gegangen, da mein Mann in unserer, die recht geräumig war, eine Versammlung hielt. Der Teil, wo unser Bett stand, war durch einen Vorhang abgegrenzt. Als ich nun müde ward, und die Versammlung lange dauerte, legte ich ans hintere Fenster, das hoch oben war, eine Leiter an, kletterte hinauf und ließ mich durchs offene Fensterlein hinab ins Bett fallen. Es gab einen Krach, aber das Bett blieb ganz, und ich auch. Weil aber just hinter dem Fenster der Mond hell schien, und mein Mann ihm zugewendet saß, hatte er mich springen sehen, und war dadurch fast aus seinem Konzept gekommen.

„Doch meine Geschichte wird überlang! Aus dieser ersten Ansiedelung im Busch sind die zwei Städte Altenburg und Frohna entstanden. Wir aber zogen bald nach St. Louis, denn meines Mannes lieber Bruder starb, und er ward an seine Stelle gerufen. Damals hätte wohl noch niemand gedacht, daß aus diesen kleinen Gemeinden die große Missourisynode entstehen würde mit Hunderten von Kirchen und Schulen, über die ganzen Vereinigten Staaten verbreitet bis hinüber nach Kalifornien und hinauf ins kalte Kanada!

„Es wäre alles ganz schön und gut“, schloß die liebe Frau fast jeden Teil ihrer langen, auf mehrere Tage verteilten Erzählung, „wenn nicht eine so riesengroße Arbeitslast auf meinem Mann läge. Sie wissen ja, daß er oft das Essen drüber vergißt und sich so selten ein Ruhestündlein gönnt.“

Das letztere war nur allzu wahr! Wenn das Mittagessen auf dem Tische stand, rief die gute Frau unten an der Treppe sehr vernehmlich: „Sei so gut!“ Erfolgte von oben keine Antwort, ward der Ruf ein paarmal wiederholt, zuletzt in etwas gereiztem Ton. Blieb dennoch alles still, sprach sie traurig: „Er will wieder nicht essen! Ich muß ihm Kaffee heraufschicken!“

Diesen Kaffee nebst einem Butterbrot durfte ich ein paarmal heraufstragen, sah aber im Studierzimmer zuerst gar nichts als dicken Tabaksrauch, und entdeckte erst nach und nach die ehrwürdige über die Bücher und Papiere gebeugte Gestalt. Mochte er noch so vertieft in die Arbeit sein, hatte er doch stets ein paar freundliche Worte für mich.

Einmal begegnete ich ihm im Hofe, unter einem Arm die dicken Bücher, die er im College gebraucht, unter dem andern einen derben Holzklotz. „O Herr Professor“, rief ich, „ich will Ihnen das Holz hinauftragen!“ „Still, still!“ warnte er. „Es ist gestohlenes Gut aus meinem eigenen Holzstall. Meine Frau darf's nicht wissen; sie zankt immer, daß ich zu heiß sitze!“

Nahm er aber an der Mahlzeit teil, so war sie immer durch heiteres, oft sehr interessantes Gespräch gewürzt. Er ließ dann den Professor oben und war

ein freundlicher Hauswirt, der nicht nur prächtig sprach, sondern auch gern andern zuhörte. Nur konnte er's durchaus nicht leiden, wenn an seinem Tische englisch geredet ward. Tat es jemand, so klopfte er scharf mit dem Finger auf den Tisch und rief: „Hier wird deutsch geredt!"

Ja, Walthers Haus war noch ganz deutsch; seine gute Frau stand sogar auf sehr gespanntem Fuße mit dem Englischen, und modellierte es z. B. bei Einkäufen auf dem größten Markte der Stadt, zu dem ich sie oft begleitete, ganz nach ihrer Weise.

Ein rechtes Fest war's für alle, wenn der vielgeplagte Mann einmal nach dem Abendbrot unten blieb, statt wieder an den Schreibtisch zu eilen und bis Mitternacht zu arbeiten. Dann wollte er keineswegs nur selbst sprechen, sondern hatte es gern, wenn jeder sein Teil zur Unterhaltung gab.

Einmal war ich recht ins Erzählen gekommen und hatte die Weihnachtsfeier, die ich meinen vielen kleinen Strick- und Nähschülerinnen in der alten Heimat zu veranstalten pflegte, recht nach Herzenslust geschildert. Aber das war verbotener Grund! Meine Stimme fing an zu zittern, mein Redefluß stockte, und Tränen lange verhaltenen Heimwehs stürzten unaufhaltsam hervor. Meinem lieben, sonst so guten Mann war das nicht sehr angenehm; doch nahm mich unser edler Wirt in Schutz und meinte, ein Frauengemüt müsse weicher sein als ein männliches. Gott selbst habe es so geordnet.

Ein andermal kam zu meinem Schrecken die Rede auf Schlangen. Diese lieben Tierchen waren mir von

klein auf ein Gegenstand des Abscheus und Greuels; ja, mein ganzes Nervensystem empörte sich schon, wenn von ihnen gesprochen ward. Als nun unsere liebe Wirtin ganz gemütlich und in ihrer drastischen Weise erzählte, wie sie „im Busch“ einst ein ziemlich großes Exemplar unterm Kochkessel gefunden und heldenmütig getötet habe, erblaßte ich, sank in meinen Stuhl zurück und fiel in eine der wenigen Ohnmachten meines Lebens. Wie besorgt waren die lieben alten Leute um mich dummes Ding! Er aber erließ ein strenges Verbot, daß in seinem Hause je von Schlangen geredet werde, solange ich darin wohne.

In späteren Jahren lernte ich diese Schwäche überwinden. Als wir auf dem Lande wohnten, verkroch sich oft ein solches Tier in den Büschen unseres Gartens, und ich weiß noch wohl, daß ich einst ein ziemlich großes, schwarz und gelb gefleckles mit der Hacke totschlagen wollte. Aber es entschlüpfte unter das Haus, so daß ich lange Zeit nur ungern in den Keller ging. —

Die Sonntage waren in D. Walthers Haus rechte Tage des Segens und auch der harmlosen Freude. Nett und sauber, schon zum Kirchgang gerüstet, saßen wir alle beim Frühstück; dann ging's in die zwar nicht sehr große, aber edel und schön in gotischem Stil gebaute Collegekirche. Den lieben alten Pastor Brohm, der fast immer predigte und sich nur dann und wann von einem Professor vertreten ließ, hatte ich besonders gern. Seine Weise war ruhig, schlicht und klar. Er war ein schöner Greis mit schneeweißem, noch vollem Haar und mild leuchtenden, freundlichen

Augen. Wohl war seine Kraft damals schon im Abnehmen, doch mochte er durch sein mildes, liebreiches Wesen noch viel Gutes stiften.

Seine Frau durfte ich mit unserer lieben Wirtin oft besuchen. Auch bei ihr meldete sich Altersschwäche, doch war sie eine vortreffliche Erzählerin und hatte auch viel zu erzählen. Sie war zum zweitenmal verheiratet. Ihr erster Mann war Missionar in Südafrika gewesen, einem damals ja noch sehr wilden, wenig bekannten Landstrich. Da war's kein Wunder, daß sie von Kaffern und Hottentotten, von Kamelen, Löwen und leider auch von Schlangen effektvoll berichten konnte. Nur weniges ist mir davon im Gedächtnis geblieben. Einst hatten sich nicht weniger als sieben halbnackte Kaffernweiber in ihre Hütte gedrängt, um für Brot und Obdach allerlei Dienste zu leisten. Im Halbkreis saßen sie um das lodernde Feuer. Als aber die Herrin einen Krug Wasser aus der Quelle geholt haben wollte, stieß eine die andere mit den Worten: „Du gehe!" Aber keine ging; die Hausfrau mußte ihr Wasser selbst holen, und jagte dann die sieben faulen Mägde hinaus. Zwei Kindlein wurden ihr dort geboren, mit denen sie nur zu bald, nachdem ihr Mann dem Klima und den Beschwerden erlegen war, auf einem Kamele durch die Wüste ziehen mußte, um eine sichere Heimat zu finden. Auf dieser Reise gab's auch für die armen Kleinen manchmal keine andere Nahrung als rohes Fleisch, woran sie, vom Hunger getrieben, eifrig saugten.

Doch, ich bin ja weit abgekommen von den Gottesdiensten in der Collegekirche! Der Gesang, vom Studentenchor geleitet, war ganz herrlich; auch erinnere ich mich einer Musikaufführung, die mich unendlich ergriff und an himmlische Chöre erinnerte.

Ob ich hier schon D. Walther predigen hörte oder erst später, weiß ich nicht mehr. Seine Predigten zu loben, hieße Eulen nach Athen tragen! Er war ein auserwähltes Rüstzeug Gottes, mit den höchsten Gaben, nicht nur des Geistes, nein, auch des Gemütes ausgestattet. Wer ihn nie gesehen, nie predigen gehört, sondern nur seine Streitschriften gelesen hat, wird ihn schwerlich recht beurteilen. So überreich Gott seinen Geist begabt, so herrlich hatte Er auch sein Herz mit Liebe, Geduld, Güte und Erbarmen gefüllt. Das haben viele, Alte und Junge, Fremde und Hausgenossen, erfahren.

Die Sonntagabende verlebten wir meist als Gäste in einem der Professorenhäuser, und erfuhren da viel herzliche Freundschaft. Am nächsten stand unserem Wirt wohl Professor Crämer, ein tapferer, urwüchsiger Mann mit lebhafter Erzählungsgabe und herrlichem, harmlosen Humor. Prächtig war's, ihn und seinen Busenfreund Walther von allerlei Abenteuern erzählen zu hören! Seine Frau war so recht für ihn geschaffen, schlicht, treuherzig und genügsam. Wohl lebten sie jetzt in schön eingerichteter Wohnung; doch hatte man das sichere Gefühl, daß sie sofort mit Freuden wieder in die alte Blockhütte gezogen wären und, auf der Kiste sitzend, ihren Maisbrei gegessen hätten, wenn's Gottes

Wille gewesen wäre. Für die jungen Studenten war dieser Mann ein rechter Vater.

Ganz anders erschien Professor Schaller, ein feiner, auch in weltlichen Dingen hochgebildeter Herr, ein echter Gentleman! Er liebte Musik und Poesie, leistete auch in beidem Liebliches, doch nur in der Stille. Später durften wir ihn zuweilen in unserem Hause sehen, wo ich manch köstlichem Gespräch gelauscht habe. Mein lieber Mann war ja auch begeistert für alles Schöne; das mag die beiden wohl zueinander hingezogen haben. Gern ließ er sich als Gast schöne Bilder zeigen oder etwas vorspielen auf dem guten Klavier, das wir uns angeschafft hatten. Als ich ihn aber bat, auch etwas zu spielen, und er mir freundlich den Wunsch erfüllte, zankte mein guter Mann dann ein wenig und meinte, solch einen Herrn fordere man nicht zu irgend einer Leistung auf.

Ganz anders war Professor Günther, ein schmächtiger, blonder, wohl bedeutend jüngerer Herr! Soviel ich mich erinnere, war er zuweilen etwas sarkastisch, dabei ein großer Schweiger.

Im Essen und Trinken waren alle diese Herren sehr genügsam, und bei ihren Zusammenkünften war das Tischgespräch stets die beste Würze. Auch Frau D. Walther klagte oft, daß ihr Mann allzu gleichgültig gegen das Essen sei. Ob sie einen Truthahnbraten auf den Tisch setze oder einen Kornmehlbrei, das sei ihm ganz egal. „Doch nicht“, erwiderte er neckisch; „mach' nur endlich einmal Eiergeräusch, da sollst du sehen, wie ich strahle!“ „Ach mit deinem alten Eiergeräusch“, rief

sie ungeduldig. „Sehen Sie“, erklärte sie mir, „das hat ihm sein Mütterlein immer gemacht zum Geburtstag, oder als Trost, wenn er einen kindischen Kummer hatte. Gewiß ist's nichts weiter gewesen als ein gutes Rührei oder ein süßer Auflauf. Er aber behauptet fest und steif, das habe eben nur seine Mutter machen können!“

Als er später einmal bei uns zu Tische war, hatte ich emsig im Kochbuch studiert, um die feinste süße Eierspeise zustande zu bringen, die darin beschrieben war. Es schmeckte allen recht gut, und als ich's Walther zum zweitenmal anbot, fragte ich leise: „Ist das Eiergeräusch?“ Da hob er lächelnd den Finger auf und sagte: „Es kommt ihm sehr, sehr nahe, aber es ist es noch nicht.“ —

Mit den theologischen Studenten, die alle im College wohnten, verkehrte D. Walther ganz väterlich, und vergaß nie, daß sie noch keine Pastoren, sondern lebensfrische, leichtherzige Jünglinge waren. Er sah es gern, wenn sie nach der angestrengten Arbeit des Tages im Hofe und auf den Grasplätzen Ball spielten, turnten und sprangen oder, auf der Veranda sitzend, ernste und heitere Lieder sangen. Ja, da ertönte im fernen Lande manch liebes deutsches Volkslied: „Ich hatt' einen Kameraden“, „O Straßburg, ich muß dich lassen!“, „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?“ und andere, jedes deutsche Herz erwärmende Lieder.

Einmal aber kam ein neckisches, nicht eben poetisches Lied dazwischen, in dem das Wort Sauerkraut

häufig vorkam, und dazu mit den Füßen getrampelt ward. Das erschien unserer lieben Wirtin doch zu profan für die künftigen Säulen der lutherischen Kirche. „Sag' ihnen doch", bat sie ihren Mann, „daß sie das alberne Sauerkrautlied lassen." „Warum denn?" fragte er. „Sauerkraut ist nichts Böses; ich esse es selbst recht gern." „Aber sie wollen doch Pastoren werden!" „Gewiß; aber keine Duckmäuser", war die Antwort des guten Mannes.

---

3. Am eigenen Herd.

Obgleich wir es in D. Walthers lieben Hause sehr gut hatten, ward doch die Sehnsucht nach eigenem Herd und selbständiger Tätigkeit immer stärker in unseren Herzen. Darum war die Freude groß, als fast zu gleicher Zeit zwei Berufe an meinen lieben Mann ergingen. Einer kam aus der Stadt Detroit in Michigan, der andere aus allernächster Nähe, aus einer Vorstadt von St. Louis namens Bremen.

Mein lieber Mann wählte den letzteren, da ihm viel daran lag, an der Quelle der Theologie zu bleiben. Ganz im stillen hatte ich einen Kampf zu bestehen, da mich mein Herz seltsamerweise nach der fremden Stadt Detroit zog. „Dort", dachte ich, „hab' ich meinen Mann doch gewiß wenigstens abends für mich, während hier immer was los ist, das ihn von mir los macht." Aber so etwas spricht man nicht aus, sondern überwindet es im stillen!

Nun wurden endlich unsere Kisten, die immer noch in New York lagerten, flott gemacht. Da aber der Weg von New York nach St. Louis für Kisten recht weit ist, mußte ich der Einführung meines Mannes in der Bremer Kirche noch im Winterhut und einem von unserer lieben Wirtin geliehenen sehr altmodischen Sommertüchlein beiwohnen. Ich weiß noch wohl, daß ich an diesem Tage ängstlich und nicht sehr glücklich war. Die ziemlich große Kirche war geschmückt und bis auf den letzten Platz gefüllt, Orgelspiel und Gesang schön und würdig, und D. Walthers Einführungsrede so liebreich und ermutigend, daß ich wohl Ursache gehabt hätte, froh und dankbar zu sein. Aber ach; die Leute waren mir so fremd! Es waren zum größten Teil Plattdeutsche, deren Sprache ich nur halb verstand. Dazu machten fast alle den Eindruck behaglichen Wohlstandes, ja sogar Reichtums. Würde ich zu ihnen passen, sie verstehen, ihnen auf irgendeine Weise Liebe zeigen können? Mein Herz ward so bewegt und geängstet durch diese Fragen, daß mir bei meines teuern Mannes kurzer, herzlicher Ansprache an seine neue Gemeinde die Tränen unaufhaltsam über die Wangen liefen.

Wie dieser wichtige Tag weiter verfloß, weiß ich nicht mehr; aber noch ehe er zu Ende ging, hatte Gott mir eine Freundin geschenkt, so treu, so lieb- und hilfreich, wie ich's im fremden Lande nie erwartet hätte. Es war die Frau des Apothekers Wurmb, eines Sohnes der lieben alten, früher erwähnten Frau Pastor Brohm. Ja, er war eines der beiden Kindlein gewesen,

die die tapfere Witwe auf der Wüstenreise vor sich auf dem Kamele hielt. Seine liebe Frau, die keine Plattdeutsche, sondern eine Sächsin aus dem Erzgebirge war, zeigte mir vom ersten Tage unseres Einzugs in Bremen eine schwesterliche Freundschaft, und hat uns in gesunden und kranken Tagen eine Fülle uneigennütziger Liebe erwiesen. Sie ist nun längst droben im Himmel, wo ihr Gott auch diese Liebe in Gnaden lohnen wird.

Die Gemeinde Bremen war ziemlich lange vakant gewesen. Der Nationalität nach war die Mehrzahl plattdeutscher Abkunft. Viele sehr wackere Männer und freundliche Frauen haben wir unter diesen Leuten kennen und lieben gelernt; freilich auch solche, mit denen recht schwer in Frieden auszukommen war. Manchen Kampf hat es auch zu unserer Zeit gegeben, und mein lieber Mann hat sein Amt oft mit Seufzen und nicht mit Freuden verwalten müssen; doch behielt das Wort Gottes in jedem Streit den Sieg. Wer sich dem nicht beugen wollte, dem stand die Tür zum Austritt offen.

Jetzt soll diese Gemeinde sehr gewachsen sein und eine gar prächtige Kirche und Schule besitzen; damals war alles noch recht einfach.

Ob das sehr baufällige, lange unbewohnt gebliebene Pfarrhaus noch was tauge, war vor unserem Einzug Gegenstand lebhaften Streites gewesen. „'s geht schon noch eine Weile", war die Ansicht der sparsamen Partei. „Lumperei ist's!" schrie ein anderer dazwischen. 's isch ja vull Moder, und 's stinkt baben

un buten (oben und unten). Lumperei wär's, en nigen (neuen) Pastor in so'n Loch zu stecken. Gebaut wird! Wer stimmt mit?" Der brave Mann siegte glänzend, und es ward uns ein Pfarrhaus gebaut, weit schöner und feiner, als wir erwartet und gewünscht hatten.

Doch dauerte es etwas lange, ehe all die verschiedenen Meinungen sich einigten, ehe das Geld zusammenkam und das Haus fertig ward. Vier Jahre lang hausten wir indes in einer hübschen Parterrewohnung auf der nahen Salisburystraße. Sie bestand nur aus drei Räumen. Unmittelbar von der stark belebten Straße trat man ins Studierzimmer, nach dem geräumigen Hof zu lag die Küche, mitten drin aber die Schlafstube mit der Aussicht auf eine sogenannte Allie, d. h. einen ganz schmalen Weg zwischen zwei Häusern.

Auf alle in Deutschland gewöhnlichen Nebenräume, Gänge, Kämmerchen und dergleichen, muß man in Amerika meist verzichten, was mir in der ersten Zeit recht schwer ward. Doch gewöhnt man sich bald daran; auch freuten wir uns viel zu sehr, wieder eigenen Herd zu haben, um unerfüllbare Wünsche zu hegen. Mit den nötigsten Möbeln hatte die Gemeinde uns freundlich beschenkt; und als nun bald unsere Kisten ankamen, ging's gar fröhlich ans Auspacken der alten lieben, heimischen Sachen. Freilich gab's auch Scherben darunter, was wohl dem Sturme, der alles durcheinander geworfen hatte, zuzuschreiben war.

In der hübschen, geräumigen Küche, die zugleich Eß- und Wohnstube war, fing ich nun mit großem

Eifer an, amerikanisch zu wirtschaften. Es ging ja so ziemlich; nur in der Backkunst, die Frau Professor Walther für unlehrbar erklärt hatte, lieferte ich seltsame Produkte. Zum Glück war ganz in der Nähe ein Bäckerladen, damals in St. Louis etwas sehr Seltenes, wo allerlei Gebäck zu haben war, freilich teuer und nicht allzu appetitlich. Als nun mein lieber Mann zum erstenmal den ganzen Tag weg war, machte ich mich mit Heldenmut ans Backen. Wirklich ging der Teig schön auf, und ich formte zwei Brote und etliche kleine Wecken daraus, die nun noch einmal aufgehen sollten. Doch taten sie es nicht, aus purer Bosheit! Klein, fest und tot lag alles da, so oft ich unter das übergehängte Tuch guckte. Selbst als ich mich weinend daneben setzte, ward es nicht besser! Bald würde nun mein Mann heimkommen, hungrig aufs Abendessen! Nein, er durfte nie erfahren, welch ungeschickte Frau er hatte! Schnell den Spaten her, im Winkel des Hofes ein Loch gegraben und die Erzeugnisse meiner Backkunst darein versenkt! Zwei große Steine wälzte ich darauf, damit das über uns wohnende Hundchen das corpus delicti nicht röche und wieder herauskratzte. Nun schnell hinüber zum Bäcker, um Brot und Wecken zu holen, und dann den Teetisch bereit gemacht!

Woher kam es doch, daß ich meinem Mann schon während der Mahlzeit meine Backabenteuer erzählte? Ach, ich hätte ja nicht schlafen können mit einer Verheimlichung auf dem Herzen! Er lachte herzlich, ermunterte mich aber zu neuen Ver-

suchen, die bald besseren und endlich recht guten Erfolg hatten.

Das obenerwähnte Hundchen wohnte nicht allein über uns, sondern gehörte zu einer Familie von drei elternlosen Kindern. Ein Knabe von zehn und ein nettes kleines Mädchen von sieben Jahren wurden von einer erwachsenen Schwester bemuttert, gut gepflegt und, was irdische Dinge betrifft, auch gut erzogen. Gegen uns grüne Deutsche betrugen sie sich so artig und gefällig, als wir nur wünschen konnten.

In den heißen Monaten, wo Türen und Fenster immer offen stehen, hörten wir einander oft sprechen. Einmal zankten sich die beiden Jüngeren recht heftig, was selten vorkam. „Schämt ihr euch nicht?“ schalt die Schwester. „Was werden die unten von euch denken? Sie sind nun schon so lange hier und haben sich noch nie gezankt.“ „Ja, sie sind groß; sie sind eben schon alt“, wandte der Junge ein. „Alt noch lange nicht“, entgegnete die Schwester, „aber alte Leute zanken sich oft sehr. Nein, ich denke, sie leben so friedlich, weil sie früh und abends miteinander beten. Ich höre es oft, wenn ihr schlaft. Das Vaterunser hatte ich ganz vergessen; nun hab' ich's wieder gelernt.“

Dieses Gespräch rührte mich sehr! Ich kam dem Mädchen nun noch freundlicher entgegen und bat es wiederholt, einmal mit in unsere Kirche zu kommen; doch blieb es umsonst. Ich fürchte, der Vormund, der sie öfter besuchte, hinderte sie daran. Endlich zogen sie weg, und andere, bei weitem weniger freundliche Leute traten an ihre Stelle.

Da mein lieber Mann sehr oft abends ausgehen mußte, um mit Leuten zu sprechen, die den Tag über beschäftigt waren, blieb ich viel allein, und huschte dann gern auf ein Stündchen zu Wurmbs, deren schönes Haus an derselben Straße lag. Als im Sommer ein Töchterlein geboren wurde, das mein Patchen ward, zog mich's noch mehr dahin. Wenn ich, das liebe Kindchen auf dem Schoß, neben der emsig nähenden oder flickenden Mama auf dem Sofa saß, hatten wir uns viel zu erzählen, und verstanden einander gar wohl, so verschieden auch unser Lebensgang gewesen war. Im lieben sächsischen Erzgebirge von armen Eltern geboren, war das Leben dieser wackeren Frau, sobald sie nur die Händchen rühren konnte, Arbeit und nichts als Arbeit gewesen. Aehren lesen, Kartoffeln hacken, dürres Holz im Walde sammeln, und dabei noch ein immer wachsendes Häuflein kleiner Geschwister hüten, das waren die Freuden ihrer Kindheit gewesen. Und doch meinte sie, so herrlich wie im Erzgebirge gehe die Sonne nirgends auf und unter; auch schmecke das feinste Gebäck in Amerika nicht halb so gut, als der Kuchen, den ihre Mutter am Weihnachtsfest gebacken. Nur selten war sie zur weit entfernten Schule gekommen, hatte aber, auf dem Bettrand ihres gelähmten Großvaters sitzend, schon im fünften Jahre lesen gelernt. Dazu habe er die biblischen Geschichten so schön erzählen können, als habe er sie selbst mit erlebt, auch Sprüche und Lieder in Menge gewußt. In ihrem dreizehnten Jahre war die Familie nach Amerika ausgewandert, wo die Mutter bald nach der

*

Ankunft starb. Von der harten Jugend, die sie dann durchlebt, sprach sie wenig, rühmte nur immer Gottes Güte, der sie nie verlassen und endlich sogar reich gemacht habe. Nie habe ich im jahrelangen Umgang mit ihr daran gedacht, daß sie von dem, was die Welt Bildung nennt, nur sehr wenig besaß, wohl aber viel von ihr gelernt, nicht nur in der Haushaltung, sondern auch im Umgang mit den Leuten, deren etwas derbe Art sie mich verstehen und schätzen lehrte.

Da ich von Kindheit auf ein wenig menschenscheu war, hatte ich's nicht allzu eilig, das uns zunächst liegende Pfarrhaus der Missourisynode zu besuchen. Der Name des Pastors war Link. Er war ein sehr tatkräftiger, lebhafter, frischer und reichbegabter Herr und ward meinem lieben Mann ein treuer Freund, darum man die beiden bald nur E und J nannte.

Wir hatten nur ein halbes Stündchen zueinander zu gehen, und als mich die liebe Frau bei meinem ersten Besuch freundlich empfing, erschien sie mir wie eine Henne mit ihren Küchlein. Ein kleines Schwarzköpfchen trug sie auf dem Arm, ein anderes versteckte sich in den Falten ihres Kattunkleides, und ein paar kamen hungrig aus der Schule, wurden aber mit ihrem Verlangen nach Brot an die bildhübsche, schon erwachsene Tochter gewiesen. Bald wurden mir Händchen von allen Größen und verschiedenen Stufen der Sauberkeit gereicht, und eine Freundschaft geschlossen, die nur der Tod löste.

Während ich alte Frau, oft müde genug, noch auf Erden wandle, hat Gott alle diese damals so frischen

Blumen zeitig gepflückt und ins Paradies versetzt. Soviel ich weiß, ist nur noch einer der Söhne am Leben. Damals aber war die ganze Schar frisch und rotwangig, gewann mich bald lieb und stürzte mir bei meinen häufigen Besuchen aus irgend einem Hinterhalt jubelnd entgegen, so daß Vorübergehende oft genug darüber lachten. Sie waren alle wohl begabt, und im Hause herrschte frisches, geistiges Leben. Dazu besaßen sie eine in Amerika nicht sehr häufige Gabe, die Phantasie! Bald merkten sie, daß es auch mir nicht daran fehlte, und nutzten es gehörig aus. Kaum jemals hab' ich so begeisterte Zuhörer für selbsterdachte abenteuerliche Geschichten und Märchen gehabt, als die lieben kleinen Links. Nur schade, daß das jeweilige Baby, das noch in mehreren Auflagen erschien, seine Stimme oft störend erhob. Während es sonst vor Liebe fast aufgegessen ward, hieß es dann: „Ach das alte, gräßliche Baby! Schafft es doch 'naus!" Doch ward nicht immer erzählt, sondern auch ganz herrlich gespielt. Aus den Ueberresten eines Baukastens und einer hölzernen Stadt bauten wir zwei feindliche Ritterburgen (in Amerika ganz unbekannt) und bevölkerten sie mit Bleisoldaten und Holzmännchen, die ganz erstaunliche Abenteuer erlebten und große Heldentaten vollbrachten.

Hätte ich diese Familie nicht kennen gelernt, wäre mir wohl das trockene Alltagsleben mit all seinen sehr nüchternen Geschäften oft sauer geworden, besonders da ich meines Mannes Gesellschaft sehr viel entbehren mußte.

Lieblich war's, diese Kinderschar ihr Abendlied singen zu hören, ehe sie unerbittlich zu Bett kommandiert wurde. Da standen sie im Halbkreis mit gefalteten Händen; alle Schelmerei war verschwunden, und eine Schar von Engelein hätte kaum schöner singen können.

Vor dem amerikanischen Sommer hatte man mir Angst gemacht. Es hieß, die Hitze sei so unerträglich, daß oft die ganze Nacht nicht an Schlaf zu denken sei. Doch gehörten unsere zwei ersten Sommer nicht zu den heißesten, so daß wir sie recht tapfer aushielten. Das hatten wir wohl auch der guten Lage unserer Wohnung zu verdanken; war doch der sogenannte Hydepark, ein hübscher öffentlicher Garten, in ein paar Minuten zu erreichen. Dort saßen wir nach des Tages Last und Hitze oft bis gegen Mitternacht und erquickten uns an der kühleren Luft, wenn wir auch nicht, wie mancher arme Bursche, auf der harten Bank übernachteten.

Das letztere mochte wohl zu oft geschehen und allerlei Unfug mit sich bringen; darum heftete man eines Tages zahlreiche Plakate an die Bäume des Parkes, die erwachsenen Personen das Liegen auf den Bänken verboten. Aber o weh! Nach wenig Tagen hatte ein Witzbold die erwachsenen Personen in verwachsene verwandelt, indem er überall ein v vormalte. So streckte sich jeder Wohlgewachsene behaglich auf der Bank!

In dergleichen Dingen hatte die Polizei wenig Macht und ließ manches durchgehen. So verkündigten einmal zahllose, riesengroße gelbe Zettel an den Straßen-

ecken ein großes Massmeeting (Massenversammlung) der Methodisten. Ueber Nacht aber war ein Assmeeting (Eselversammlung) daraus geworden. Wie viele dienstbare Gassenjungen mußte der Urheber des Witzes besoldet haben, um jedes M auf den zahllosen Zetteln mit einem roten Klecks zu übermalen!

Ja, der Hydepark war eine rechte Wohltat für uns; dennoch sehnte man sich zuweilen heraus aus den endlosen, heißen, sehr staubigen Straßen, aus dem Lärm und der, in der Hitze oft recht beschwerlichen Alltagsarbeit.

Dazu verhalf uns ein anderer lieber Amtsbruder meines Mannes, namens Brandt, dessen Gemeinde sich so ziemlich an der Nordgrenze der langen, heißen Stadt befand. Er und seine liebe Frau stammten aus Antwerpen, und man konnte ihr schlichtes Häuschen nicht betreten, ohne sofort von der glänzenden holländischen Sauberkeit angenehm berührt zu werden. Ohne Rumor, ohne Schelten und Unruhe ward jeder Schmutz, jede Unordnung aus dem Hause verbannt, was bei kleinen, noch dazu oft kranken Kindern wahrlich nicht leicht sein mochte. Aber den winzigen Schwarzköpfchen war die Reinlichkeit angeboren; sie liefen von selbst zur Mama und baten: „Sauber machen, Mutter lieb.“ Ach, nur zu bald versetzte sie Gott in das Land vollkommener Reinheit! Eins nach dem andern verwelkte in der Sommerhitze wie ein Blümlein, so daß die trauernden Eltern wohl sechs kleine Gräber mit Blumen zu schmücken hatten. Dann aber heilte Gott ihren bitteren Schmerz und ließ noch drei Kinder fröhlich emporwachsen.

Trotz eines recht martialischen schwarzen Bartes und dazu passendem Haupthaares war Pastor Brandt die Güte und Gefälligkeit selbst. Darum machte er es uns zuweilen möglich, dem Schwitz- und Staubkasten, wie er St. Louis nannte, auf einen Tag zu entfliehen.

Im leichten, ziemlich vollgepackten Wagen fuhren wir zwei Familien fröhlich hinaus, und atmeten tief auf, wenn wir endlich die letzten Vorstadthäuser hinter uns ließen. Nun ging's weiter durch schattiges Buschland, zwischen hohen Maisfeldern, über weite Grasflächen. Schöne Viehherden taten sich darauf gütlich, aber einen Hirten sah man nirgends. Das amerikanische Vieh ist selbständiger als das deutsche; es findet ganz allein seinen Stall wieder, mag es noch so weit davon entfernt sein. Sieh, dort steht am Rand des Busches eine baufällige Hütte, von dem schwachen Versuch zu einem Gärtchen umgeben. Es ist eine Negerwohnung; schon umhüpft eine Anzahl kleiner Wollköpfe unseren Wagen. Wir werfen ein paar Orangen unter sie und erregen dadurch lebhaften Faustkampf im Staub der Straße.

Endlich, endlich zeigt sich von weitem das Ziel unserer langen Fahrt: ein schneeweißes hölzernes Häuschen mit frischgrünen Fensterläden, daneben ein ebensolches schmuckes Kirchlein, von einigen hohen Bäumen beschattet. Sonst war weit und breit keine menschliche Wohnung zu sehen; nur bewies der hie und da aus dichten Baumgruppen aufsteigende Rauch, daß die guten Pastorsleute nicht ganz verlassen wohnten.

Pastor F—s., denen unser Besuch galt, waren liebe, stille, kinderlose Leute, die die Einsamkeit tapfer ertrugen. Sonntags füllte sich das Kirchlein mit den weit verstreut wohnenden Gliedern der kleinen Gemeinde, vier Tage in der Woche hielt der Pastor Schule; sonst blieb alles still.

Wir erschienen stets an einem schulfreien Tage, wurden freundlich empfangen und aufs beste bewirtet. Doch mochte es der guten, peinlich sauberen Hausfrau nicht ganz leicht werden, solch eine verstaubte, in Schweiß gebadete, löwenhungrige Gesellschaft in ihre glänzend sauberen Zimmer zu führen. Auch war es ihr wohl schwer geworden, die zwei schönen, fetten Hühner, die braungebraten auf dem Tisch erschienen, ihres harmlosen Daseins zu berauben. Gestern waren sie noch so lustig um sie hergelaufen, und heute wurden sie schon, o wie schnell! ganz aufgegessen. Dazu ward sie noch ein wenig geneckt wegen ihrer Liebe zu allerlei „Viehzeug“, zu den Hühnern und Tauben, dem treuen Hunde und dem zierlichen Kätzchen. Auch ich lächelte darüber, nicht ahnend, daß auch für mich die Zeit kommen werde, da mein treuer Fido mir ein lieber Gefährte war. Der Nachmittag ward, je nach der Stimmung, im Gespräch oder harmlosen Spielen, Ringwerfen und Kegeln verbracht; die Rückfahrt in der Abendkühle unterm wunderbar klaren Sternenhimmel war mir fast das Liebste von der ganzen Sache.

Hier sei gleich einer andern, sehr weiten Fahrt gedacht, deren ich mich mit Freuden erinnere. Weit entfernt von der heißen, unruhigen Stadt besaß unsere

Synode ein großes Waisenhaus, wo nicht nur elternlose Kinder unserer Kirche, sondern zuweilen auch fremde Aufnahme fanden. Letztere nur unter der Bedingung, daß sie sich der christlichen Zucht fügten. Dieses Haus feierte ein Jubiläum, zu dem eine große Anzahl Gäste in allerlei Fuhrwerk, von der feinen Kutsche bis zum Leiterwagen, herbeieilten. Gesang und heiteres Gespräch kürzten die lange Fahrt, und endlich zeigte sich das festlich geschmückte Waisenhaus mit seinem hübschen Kirchlein und seiner stattlichen Schule, die auch von Kindern aus der Umgegend besucht ward.

Nach dem Festgottesdienst gab's große gedeckte Tafeln mit guten Speisen für alt und jung, wo auch nicht ein Brocken übriggeblieben sein mag. Die Waisenknaben hatten ja herrlichen Appetit, und hielten nach ihrer eigenen reichlichen Mahlzeit noch gründliche Nachlese an den Tafeln der Gäste. Dafür waren sie auch fast alle derb und rotwangig, und zeigten uns mit gerechtem Stolz den großen, reichhaltigen Gemüsegarten, den ihre kleinen Hände ganz allein in Stand hielten.

Am Nachmittag gab's muntere Spiele mit hübschen Gewinnen; schöne Gesänge wurden vorgetragen. Zuletzt aber ordnete sich die ganze Schar zu einem Festzug rings ums sogenannte Waisenland. Voran marschierten einige Jungen mit Trommeln, dann folgte der liebe, alte Pastor Bünger, als erster Vorsteher des Waisenhauses, das kleinste der Kinder auf dem Arm tragend. Zärtlich umschlang es den Hals des lieben Mannes, der selbst ein echtes Kindergemüt hatte.

Stramm wie Soldaten marschierte die kleine Schar hinter ihm her, und die Gäste folgten.

Der liebe Pastor Bünger war, als Bruder der Frau Professor Walther, einst mit Stephan nach Amerika gewandert, und hatte, wie seine Schwester, die schlichte, altmodische Art beibehalten. Seine Gemeinde lag so recht mitten in der großen Stadt, in einer Gegend, wo viele Neger wohnten. Wenige Jahre vor seinem Tode ward ihm ein neues, elegantes Pfarrhaus gebaut, in dem er und seine ebenso schlichte Frau sich schwer zurechtfinden konnten. Am liebsten hausten sie im kleinsten Stübchen, und öffneten die schönen Räume nur für Gäste.

Die Oberaufsicht über das weit entfernte Waisenhaus war ihm Freude und Erquickung, und wer ihm etwas für seine Waisen brachte, bekam einen Händedruck, den man lange fühlte, und einen freundlichen, herzerwärmenden Dank. Einmal hatte ich zur Christbescherung des Waisenhauses sechs Puppen angeputzt, etwas sorgfältiger als es sonst, der großen Menge wegen, geschah. Sie hatten hübsche Porzellanköpfe und bewegliche Glieder, waren mit Mäntelchen und Mützen ausgestattet, und eins trug sogar ein Schultäschchen mit winzig kleinen Heften am Arm. Da der gute Mann nicht daheim war, als ich sie brachte, setzte ich sie in einer Reihe aufs alte Sofa der Studierstube. Aber da kam er eben heim und klatschte vor Freude über die kleine Gesellschaft in die Hände, besah jedes Püppchen einzeln und lachte über die Verschen, die ich in die Puppenbüchlein geschrieben hatte.

Wohl nur wenige Jahre hatte er das neue Haus bewohnt, als ihn Gott in die ewige Heimat rief. O wie bitterlich weinten mein lieber Mann und ich, als wir die Todesnachricht empfingen! Als er nun, ein freundliches Lächeln auf dem lieben Gesicht, im letzten, blumengeschmückten Bett lag, drängten sich auch eine Menge Neger ins Haus und baten flehentlich, das Antlitz des „good Reverend“ noch einmal sehen zu dürfen. Ward es ihnen erlaubt, so knieten sie weinend und betend am Sarge nieder, und mancher küßte die kalte Hand. Beim Begräbnis standen sie in großer Zahl feierlich geschmückt an der Straße, und viele folgten schluchzend dem Zuge.

Ja, bei all seiner Arbeit hatte er noch Zeit gefunden, diesen Verachteten Gottes Wort zu bringen und den Glauben an den Heiland der Weißen und der Schwarzen in ihren Herzen zu wecken. Gesagt hatte er es niemand!

---

4. Unsere „Nordlandreise“.

Zwei volle Jahre hatten wir nun in St. Louis gewohnt, waren beide immer gesund gewesen, und meinten, es sei ja nicht so schlimm mit der Hitze. „Warten Sie nur, bis einmal ein ‚böser‘ Sommer kommt“, warnten uns die Leute. Und er kam! Schon im Mai meinten wir, schlimmer könne die Hitze nun nicht werden; dennoch stieg sie, bei gänzlicher Trockenheit, Tag für Tag. Draußen im freien Lande mochte der Nachtwind wohl etwas Erquickung bringen; in der

Stadt aber waren die drückend schwülen Nächte, da der ermattete Körper vergeblich Ruhe suchte, noch schlimmer als die Tage. Wochenlang kein Tropfen Regen, alles mit unbesiegbarem Staub bedeckt, das Laub der Bäume fast verbrannt. Am schlimmsten waren die kleinen Kindlein dran, die wie zarte Blümchen hinwelkten und, ach wie zahlreich, starben! Nun verstand ich erst, was zärtliche Mütter sagten: „Ach, in diesem Lande sind die Kinder bis zum zweiten Jahre noch nicht geschenkt, sondern nur geliehen!“

Da mein lieber Mann wenig über die Hitze klagte und tapfer seine Arbeit tat, bemühte ich mich, es ihm gleich zu tun, bis ich plötzlich zusammenbrach.

Schon wochenlang hatte ich mich nur mit größter Selbstüberwindung aufrecht gehalten, sank nun eines Morgens ohnmächtig um, ward aufs Bett getragen und verließ es durch lange Wochen nicht wieder. O wie traurig saß mein lieber Mann an meinem Lager, und ich konnte ihn nicht einmal trösten, da mir das Sprechen unmöglich war. Am zweiten Tage kamen die guten Links, und ich hörte, wie ihnen mein Mann unter Weinen und Schluchzen meinen Zustand schilderte. Als sich der treue Freund übers Bett beugte, flüsterte ich: „Ich lebe noch.“ „Ja“, erwiderte er, „und Sie werden leben! Gott wird Ihrem teuern Mann sein Liebstes, sein Einziges nicht entreißen.“ Diese Worte gingen mir durchs Herz. Ich bat Gott um das Leben, nicht mehr, wie ich bisher getan, um einen sanften Tod.

Dennoch währte es lange, ehe ich nur aufrecht im Bett sitzen konnte. Viel Liebe erfuhren wir in dieser

Zeit. Eine Witwe aus der Gemeinde übernahm meine Pflege und die Führung des Haushaltes. Blumen, Früchte und allerlei Erquickungen fehlten nie auf dem Tischchen am Bett. Meine liebe Frau Wurmb kam jeden Abend, um nach mir zu sehen, und als es ein wenig besser ging, krabbelte Klein-Mally gern auf meiner Decke herum und unterhielt mich in ihrer Sprache mit wunderbaren Geschichten.

Als mich endlich die matten Füße wieder trugen, riet der Arzt dringend zu einer Reise in kühlere Regionen. Wer aber würde ein so mattes, hilfsbedürftiges Wesen, wie ich damals war, aufnehmen?

Und doch hatte mir Gott schon ein herrliches Plätzchen bereitet. In der schönen Stadt Milwaukee am Michigansee wohnte die Familie Eißfeldt, treue Glieder unserer Synode. Sie waren nahe verwandt mit meines Mannes bestem Freund, dem Pastor Ruhland, der damals in Sachsen lebte und wirkte. Obgleich diese edlen Menschen uns nie gesehen hatten, boten sie mir doch aufs liebreichste einen Erholungsaufenthalt in ihrem, von schönem Garten umgebenen Hause an.

Reise und Ankunft sind meinem Gedächtnis entschwunden, doch werd' ich nie vergessen, wie gut, wie viel zu gut' ich's dort hatte. Zwei hübsche, nach deutscher Art gebaute Häuser standen in dem großen, schattigen Garten. Im größeren wohnten die Eltern mit der Urahne (so ward Herrn Eißfeldts hochbetagte Mutter genannt); im kleineren die verheiratete Tochter, Frau L., mit ihrem Mann und zwei lieben, kleinen Knaben.

Im letzteren Hause erhielt ich ein freundliches Zimmer und ward aufs liebreichste gepflegt. Mit Ausnahme einiger Mittagstunden lebte ich fast ganz im schattigen Garten und erholte mich zusehends. Am Nachmittag saßen wir vier, im Alter so verschiedenen Frauen zusammen in der Laube und unterhielten uns aufs beste, während die Kinderchen um uns her spielten.

Ich fühlte mich ganz ins liebe deutsche Vaterland versetzt, da nur ein gutes Deutsch ohne Beimischung englischer Worte gesprochen ward, und alte, gute, deutsche Sitte herrschte. Wie zogen mich schon die Bücherschränke in beiden Häusern an! Goethe, Schiller, mein Liebling Uhland und andere deutsche Sänger waren hier in stattlichem Kleide zu finden. Shakespeare fehlte freilich auch nicht, hatte sogar ein feines Schränkchen für sich allein, und sein geistvolles Antlitz war darüber im Bilde zu sehen.

Wohl besaßen wir die Werke dieser Geisteshelden auch, aber sie standen in abgegriffenem Schuleinband auf dem höchsten Brett des Regals; und wann hatte man in Amerika als Hausfrau Muße zum Lesen? So dachte ich damals; später blieb mir bei rechter Zeiteinteilung doch zuweilen ein Stündchen dazu.

Obgleich ich von Liebe und Freundlichkeit umgeben war, regte sich doch oft das Heimweh nach meinem lieben Mann, der sich nun so einsam behelfen mußte. Darum flog ich nach einigen Wochen gründlicher Erholung freudig zu ihm zurück. Die schlimmste Hitze war nun vorüber, und gern griff ich nach so langer Ruhe die Hausarbeit wieder an, schaffte mir

aber doch ein wenig Hilfe bei den gröbsten Geschäften, zu denen mir die Kraft fehlte.

In unserer Gemeinde war ich nun eingewöhnt und hatte viele Leute herzlich liebgewonnen. Auch fanden sich doch etliche, denen man etwa zu Weihnachten oder am Osterfest eine Freude machen konnte, wenn man's auf die rechte Weise anfing. Wirklich Arme, im deutschen Sinne des Wortes, gab es damals unter unseren Leuten nicht; dagegen fehlte es nie an Kranken, die sich über einen Besuch freuten.

Da auch ich keineswegs zu den Gesunden gehörte, riet unser Arzt im nächsten Sommer dringend, den Aufenthalt im Norden zu wiederholen, um womöglich etwas Waldluft zu genießen. Diesmal ging ich mit Freuden, da mein lieber Mann Urlaub erhielt, mich zu begleiten. Weit oben im Staate Wisconsin erbot sich ein „Buschpastor“, uns für einige Wochen zu beherbergen, und rühmte sich, Waldluft zur Verfügung zu haben.

Nach kurzer Rast bei den guten Eißfeldts strebten wir nach Norden zu; erst in der Eisenbahn, dann in einer sehr wackligen Kutsche, zuletzt im leichten Wägelein unseres freundlichen Wirtes.

Ja, dort stand sein Pfarrhäuschen mit der schneeweißen Kirche daneben, umringt von Gärten und Feldern, beschienen von der auch hier noch sehr heißen Sonne. Aber wo war der Wald? Siegesgewiß zeigte unser Freund auf einige Gruppen knorriger Kiefern, deren dünne Stämme sich aus dem Sandboden erhoben, oben mit spärlicher Krone geschmückt. Unser

guter Wirt war unschuldig an dieser bitteren Täuschung, da die anspruchslosen Einwohner im Umkreis diese Baumgruppen wirklich den „Wald" nannten.

Was blieb uns übrig, als für einige Zeit von dem sauberen Stübchen Besitz zu nehmen, das man uns bereitet? Gehorsam ließ ich mich an jedem Morgen von meinem guten Mann in den sogenannten Wald führen; doch hatten wir beide bald genug davon, da mich die sonnigen Wege sehr ermatteten.

Immerhin lernte ich viel in dieser Zeit! Ja, ich lernte einsehen, welch gutes, ruhiges Leben mir in St. Louis vergönnt war, wenn ich die Arbeitslast beobachtete, die auf unserer Wirtin lag. Auf dem Felde, in dem großen Garten, im Kuhstall, im Hühnerhof und im Hause tat sie alle Arbeit ohne die geringste fremde Hilfe. Freilich mochte die Erziehung der drei Kinder nicht selten darunter leiden, und sie erschienen mir oft wie kleine Wilde. Doch erfuhr ich später, daß wackere Menschen aus ihnen geworden seien.

Während diese vielgeplagte Frau im Wesen etwas rauh war, strahlte ihr guter Mann von Liebe und harmloser Heiterkeit. Da er in weitem Umkreis mehrere kleine Gemeinden zu bedienen hatte, mußte er sehr viel reisen. Kam er aber in seinem leichten Wägelein heimgefahren, hörte man ihn schon von weitem singen. Dann sprangen ihm die Kinder jubelnd entgegen, und auch wir begrüßten ihn fröhlich, da er so recht eigentlich die Sonne des Hauses war.

Hier sah ich auch zuerst, wie es in einem Buschkirchlein zugeht. Teils hoch zu Roß, teils zu Wagen

kam die weitverstreute Gemeinde staubig und durstig auf dem freien Platz vor der Kirche an. Zuerst ward den Pferden der Futterbeutel umgehängt und die Decke übergelegt, denn beim Farmer kommt das Vieh immer eher dran als die Menschen. Dann ward der Brunnen umlagert und schier halb ausgetrunken, und endlich füllte sich die kleine Kirche. Alle Frauen mit kleinen Kindern richteten sich auf den hintersten Bänken häuslich ein. Mit Erstaunen sah ich dicht vor dem Altarplatz einen gefüllten Wassereimer mit etlichen Blechtöpfchen stehen. Das erste Lied ward wacker gesungen; ins zweite mischte sich schon Kindergeschrei, das jedoch plötzlich verstummte, als sei dem Schreihals der Mund mit irgendwas Gutem gestopft worden. Nun kam die schlichte, zu Herzen gehende Predigt, der alle mit Andacht zuhörten. Aber auf den hinteren Bänken rief's mitten drin: „Mutting, 'mal trinken!“ „So geh doch und trink“, flüsterte es nicht allzu leise. Da trappte der kleine Bengel zum Wassereimer, schöpfte und trank. Das wirkte ansteckend, und eins nach dem andern lief zum Eimer, um seinen Durst zu stillen. Dazwischen klang's: „Mutting, ist's nicht bald aus? Mich hungert! Heim will ich!“ „Mutting, ich hör' unsern Karo bellen!“

Das waren Anfangszustände! Mit der Zeit wirkt Gottes Wort auch in dieser Hinsicht veredelnd; und man erzieht das kleine Volk zu besserem Betragen im Gotteshaus.

So oft unser freundlicher Wirt einen freien Nachmittag hatte, fuhr er uns in der Umgegend umher; ja, einmal ging es ziemlich weit fort in wirklichen,

dichten Wald. Es war die Zeit, da die sogenannten Schwarzbeeren reiften, die von herumziehenden Indianern gepflückt und dann an die Händler verkauft werden. Diese Gelegenheit, wirkliche, erst halbzivilisierte Indianer zu sehen, sollten wir nicht versäumen.

Da die ganze Pastorsfamilie samt dem Hundchen an der Fahrt teilnahm, war der Wagen tüchtig voll, so daß das gute Rößlein Mühe hatte, ihn durch sandige Stellen zu ziehen. Endlich war der hier ziemlich dichte Wald erreicht, und auf einer weiten Lichtung, neben der ein klares Bächlein rauschte, hatten die Rothäute ihr Lager errichtet. Bei dem fremdartigen Anblick fing unser Hundchen an gewaltig zu bellen, und im Augenblick stürzte wohl ein Dutzend großer, struppiger Indianerhunde auf den Wagen los, ward aber nach einigem Hin- und Herschreien von dem rotbraunen Volk zurückgerufen.

Und nun sahen wir das Lager! In weitem Kreise waren viele kleine Zelte aufgeschlagen, nur die der zwei Häuptlinge waren bedeutend größer. Diese beiden Machthaber saßen feierlich rauchend einander gegenüber, einer in eine blaue, der andere in eine feuerrote Wolldecke gewickelt, die wohl ihr einziges Kleidungsstück war. Auf dem, in langen Strähnen herabhängenden Haar trugen sie bunte Federkronen. Von uns nahmen sie nicht die geringste Notiz, warfen uns nur zuweilen einen finsteren Blick zu, der zu sagen schien: „Dürften wir nur an euch heran, ihr Bleichgesichter!“ Das übrige Völkchen war meist sehr dürftig, halb europäisch, halb indianisch gekleidet; Schuhe besaß

*

keiner. Auch war keiner zu stolz, die kleinen Münzen anzunehmen, mit denen wir uns nach Vermögen versehen hatten. Große Körbe gesammelter Beeren standen in einer Reihe. Im Lager schien Müßiggang das Vorrecht der Männer zu sein, während die meist dicken, ziemlich häßlichen Frauen alle beschäftigt waren. Einige rührten mit Baumästen eine trübe, dunkle Suppe, die in mehreren großen Kesseln über offenen Feuern kochte. Kleine Schildkröten schwammen in der unappetitlichen Flüssigkeit. Andere Frauen lasen Beeren aus; einige nähten sogar sehr primitive Kleidungsstücke aus hellfarbigem Kattun. Rechts und links eine Naht, die Armlöcher freiließ, oben ein Loch für den Kopf hineingeschnitten, dann ward der splitternackte kleine Junge herbeigerufen und mit dem schönen neuen Kittel geschmückt. Ganz kleine Kinderchen lagen in engen, mit Tragriemen versehenen Kästchen, die auf der Wanderung von den Müttern auf den Rücken geschnallt werden. Jetzt spielten die winzigen braunroten Händchen mit allerlei glänzenden Glöckchen, Scherben, Perlen und dergleichen Dingen, die an einem Drahtbogen über dem engen Bettlein hingen.

Auf mich machte der Anblick dieses heimatlosen, seiner Freiheit und der alten Jagdgründe beraubten Volkes, von dem ich als Kind so gern gehört und gelesen, einen sehr wehmütigen Eindruck. Ja, die Zeit seiner Macht und Freiheit ist für immer vorüber; doch gewinnt das Christentum mehr und mehr Boden unter ihm, und bringt ihnen ein besseres Glück und die rechte, ewige Freiheit.

Bald nach dieser, mir unvergeßlichen Indianerfahrt nahmen wir Abschied von unseren lieben Gastfreunden, nicht um sogleich heimzukehren, sondern um noch eine eigentümliche Gebirgslandschaft, die sogenannten Dells, zu sehen. An die Reise nach Kilbourn City, in dessen Umgegend sie sich befinden, erinnere ich mich nicht mehr, wohl aber eines kurzen Besuches, den wir unterwegs bei einem norwegischen Pastor machten. Ganz ideal lag das Pfarrhäuschen an einem bewaldeten Abhang, zu dessen Füßen ein schäumendes Gebirgsbächlein dahineilte. Einfach, frisch und kraftvoll war die ganze Familie; besonders gefiel mir ein zehnjähriger Knabe, der uns als Führer durch wirklichen, duftenden, rauschenden Wald geleitete. Es war ein bildschöner Junge, ein echter Nordländer mit dichtem blondgelockten Haar, rosigen Wangen, strahlend blauen Augen und herrlicher Gestalt. Noch sehe ich ihn im Geist vor uns herspringen, barfuß, nur mit schneeweißem Hemd und kurzen Hosen bekleidet, und doch edel in seinem ganzen Wesen. Wenn er auf uns langsame Leute wartete, etwa auf einem Stein sitzend oder an einen Baum gelehnt, wäre er ein schönes Modell für einen rechten Maler gewesen. Seiner Würde als Führer war er sich wohl bewußt, machte uns in gebrochenem Deutsch auf alles aufmerksam, was ihm wichtig erschien, und suchte sogar Beeren im Gebüsch, um sie uns zierlich auf einem grünen Blatte darzureichen. Noch sehe ich ihn, als das Ziel erreicht war, in weiten Sprüngen zurückeilen, hochbeglückt durch ein kleines Andenken, ein Büchlein

oder dergleichen, das mein lieber Mann zufällig in der Tasche gehabt.

Nun beginnt meine Erinnerung erst wieder auf den lebhaft bewegten, schäumenden Wellen des Wisconsinflusses. Mit einer großen Anzahl fremder Leute befanden wir uns auf dem Deck eines kleinen Dampfers, der schwere Mühe hatte, seine lebendige Last, der starken Strömung entgegen, weiter zu befördern. Immer romantischer wurden die Ufer, immer angestrengter pustete die Dampfmaschine; endlich legte das Schiff am grünen, bewaldeten Ufer an, und alle mußten aussteigen, da hier sein letztes Ziel war.

Das unsere aber lag noch höher hinauf. Wir bestiegen einen sehr kleinen, leichten Kahn, der eben für uns beide und den Schiffer Platz bot, fuhren den schäumenden Wellen entgegen, und konnten oft kaum den Holzflößen ausweichen, die mit großer Geschwindigkeit abwärts schwammen. Tiefe Einsamkeit herrschte ringsum, nur zuweilen belebt durch die Hütte eines Holzschlägers, dessen barfüßige Kinderchen sich in den Wellen tummelten. Schwere Mühe mochte unser freundlicher Fährmann haben, sein leichtes Fahrzeug ans Ziel zu bringen. Mehrmals hemmte ein Wasserfall unsere Fahrt; wir mußten aussteigen und ein Stück gehen, während der Schiffer den Kahn auf den Schultern durch die Brandung trug.

Waren die Ufer bisher bewaldet gewesen, so zeigten sich nun auf der rechten Seite Felsengebilde von geringer Höhe, aber ganz eigentümlicher Form. Der Kahn legte an, und der Schiffer sagte mit vorstellender Handbewegung: „There are the Dells!“

Durch eine kleine Zugabe zum bescheidenen Fahrgeld erfreut, ermahnte er uns noch, genau auf die Wegweiser und Warnungstafeln zu achten, da die Dells wohl ihre Schönheiten, aber auch ihre Gefahren hätten. Ungern sah ich den freundlichen Mann verschwinden, als sein Schifflein pfeilgeschwind stromabwärts eilte, denn wir waren nun ganz allein in der seltsamen Wildnis.

Es ist nicht leicht, die Dells zu beschreiben. Sie waren damals ein eigentümliches kleines Felsengebirge mit kahlemporsteigenden Höhen, weit in die Luft hinausragenden Felsplatten, labyrinthartigen Gründen und geheimnisvollen Höhlen. Die Vegetation beschränkte sich auf knorrige Bäumchen, Moos und mancherlei seltsam Blattgewächse, die man sonst nirgends findet. Doch ward man auch hie und da durch ein Stücklein wunderbar frischen Rasens überrascht, zwischen dem ein kristallklares Wässerlein bergab eilte.

Vor etwa 36 Jahren paßte diese Beschreibung; jetzt ist es auch in dieser so versteckten Gegend vielleicht ganz anders, viel schöner und bequemer, aber weit weniger romantisch geworden.

Damals wanderten, kletterten, lagerten und schwärmten wir beiden nach Herzenslust umher, und vergaßen das Alltagsleben wie in einem Märchenland. Menschen begegnete man nur sehr wenig, da die Schönheit dieses verborgenen Landstrichs wohl nicht sehr bekannt sein mochte.

Da aber das mitgenommene Frühstück längst verzehrt war, und Klettern hungrig macht, fingen wir an

etwas kleinlaut zu werden. Sieh, da zeigte sich zu rechter Zeit ein märchenhaftes, halb in den Fels hineingebautes Häuschen mit der verlockenden Inschrift: „Tea and coffee.“ Der Kaffee war leider verbraucht; doch brachte uns das eisgraue Männchen, das hier einsam hauste, eine große Kanne Tee mit Brot, Butter und Schinken. Ja, es breitete sogar ein Tüchlein, das früher einmal gewaschen worden war, über den Steintisch, an dem wir uns auf einer wackligen Bank niederließen. Es schmeckte köstlich, und war so märchenhaft, als man nur wünschen konnte.

Wie wir aus den romantischen Dells in das kleine Häuschen eines Reisepredigers namens Schilling gelangten, weiß ich nicht mehr. Es mag wohl eine Eisenbahnfahrt dazwischen gelegen haben. Dieses Häuschen, ganz aus Holz gebaut und schneeweiß angestrichen, stand mitten im Walde; doch führte eine, nach damaligen Begriffen bequeme Fahrstraße in der Nähe vorbei, auch sah man zuweilen den Rauch aus dem Schornstein der nächsten menschlichen Wohnung emporsteigen. „Fühlen Sie sich hier nicht sehr vereinsamt?“ fragte ich die hübsche junge, in St. Louis aufgewachsene Frau. „Im ersten Jahre oft“, erwiderte sie, „aber seit ich meinen kleinen Christian habe, nie mehr!“ Damit hob sie das rotwangige Knäblein aus der Wiege und drückte es an ihr Herz.

Solch ein Reiseprediger hat das mühsame Amt, die weit zerstreut wohnenden Farmer aufzusuchen, ihnen Gottes Wort zu bringen, ihre Kindlein zu taufen und notdürftig zu unterrichten, und womöglich eine

zusammenhängende Gemeinde zu gründen. Manchmal gelingt das Werk; ein Kirchlein wird gebaut, und aus dem Reiseprediger wird ein ständiger Pastor. Manchmal ist auch nichts zu machen, und der wackere Mann muß weiterziehen. Darum beschwert er sich so wenig wie möglich mit allerlei Hausrat, und auch unseres lieben Wirtes Möbel waren, die Bettstellen ausgenommen, fast alle aus Kisten hergestellt, die freundlich mit buntem Kattun überzogen waren. Nur im winzigen Gastkämmerlein gab's zierliche, polierte Möbel.

War's im Häuschen ein wenig kahl, so war im Stalle alles desto besser bestellt. Lebte doch der Hausherr mehr unterwegs als daheim! Es gab einen leichten Wagen für den Sommer, einen buntgemalten Schlitten für den Winter. Das muntere Pferdchen wieherte seinem Herrn reiselustig entgegen, der große Hund begehrte schwanzwedelnd eine Liebkosung.

Während sie ihm zuteil ward, sprach unser Wirt: „Dies ist mein Reisegefährte und mein Schutz! Nicht wahr, Karo, du hast manche Nacht bei mir gewacht, wenn ich beim Feuer auf der Waldlichtung, in die wollene Decke gewickelt, sanft schlummerte? Wehe dem, der mir nahe gekommen wäre! Du hättest ihn zerrissen!"

Da die junge Hausfrau uns sehr gut bewirtete, fragte ich, wo sie nur dies alles hernähme, da ja weit in der Runde nichts zu kaufen sei. „Nun", erwiderte sie, „Milch und Butter gibt ja meine Kuh, und das Hühnervolk, das früh in den Wald rennt und abends heimkommt, legt fleißig Eier. Für andere Dinge hab'

ich einen Lieferanten. Heute ist Mittwoch, sein Tag; da werden Sie ihn sehen.“

Wirklich pfiff es im Laufe des Nachmittags vernehmlich vor dem Häuschen; und der Lieferant, ein etwa zwölfjähriger Junge, kam auf einem struppigen Pony angeritten. Aus zwei Körben, die an Riemen über des Tieres Rücken hingen, brachte er nun alles hervor, was ihm die gute Frau auf einen langen Zettel geschrieben. Kaffee, Zucker, Reis, Salz, Essig und Oel, feine Wurst und dergleichen; aber auch Garn, Zwirn und Band und allerlei Nähbedarf kam aus den unerschöpflichen Körben hervor. Sehr sorgfältig ward Rechnung abgelegt, und durch wohlverdienten Lohn beglückt, trabte das Bürschchen von dannen, um sich erst nächsten Mittwoch wieder zu zeigen.

Doch genug, vielleicht schon zu viel vom Häuslein des Reisepredigers!

Wer uns dringend geraten hatte, einen alten Mann, den man nur den Onkel Joseph nannte, zu besuchen, ehe wir uns wieder nach Süden wendeten, weiß ich nicht mehr; auch ist mir entfallen, wer uns in das Besitztum dieses einsamen Mannes einführte.

Joseph war ein ehrwürdiger, hochgewachsener, magerer Greis mit schneeweißem Haar, wunderschönen, leuchtenden Augen und ehrwürdiger Haltung. Obgleich er sich stets in Hemdärmeln präsentierte, hatte sein Wesen etwas Vornehmes. Wer ihn nur aus Neugierde besuchte, ward kurz abgefertigt; spürte er aber herzliche Teilnahme, konnte er prächtig erzählen, was wir selbst erfahren durften.

Nicht im Walde, sondern auf freiem, etwas aufsteigenden Grunde stand sein kleines, sehr einfach ausgestattetes Häuschen, das wir mit unserem Führer ganz ungeniert betraten, aber leer fanden. Nur der allernötigste Hausrat war in der kleinen Küche und dem anstoßenden Zimmer zu finden, doch herrschte die größte Sauberkeit und Ordnung. „Sie sind im Garten“, sprach unser Begleiter; „wir müssen sie draußen suchen.“ O welche Fülle der buntesten, herrlichsten Blumen sahen wir beim Durchwandern des weiten, von etlichen Bäumen beschatteten Gartenlandes! Endlich tauchte Onkel Josephs weißes Haupt zwischen den duftenden Rosenbeeten auf. Da nun mein lieber Mann diese Blumen so liebte, daß ihn die Kinder unserer Freunde den Rosenonkel nannten, war die Bekanntschaft schnell geschlossen. Die beiden vertieften sich in ein Rosengespräch; und meines Mannes Hand füllte sich mit köstlich duftendem Strauß.

Als wir uns zwischen den langen, wohlgepflegten Gartenbeeten müde gewandert hatten, ruhten wir auf einer kleinen Anhöhe, die, mit Bank und Tisch versehen, eine schöne Aussicht bot. „Joseph“, sprach unser Begleiter, „wenn du eben Kaffee im Hause hast, würden wir gern eine Tasse trinken; sonst tut's auch Tee!“ „Freilich“, rief der gute Alte, sich ins weiße Haar fahrend; „wie konnt' ich's nur vergessen! Wie hungrig und durstig müßt ihr sein!“ Schnell zog er ein Pfeifchen aus der Tasche, auf dessen grellen Ton sich sofort ein blonder Knabenkopf aus einem der entferntesten Beete erhob. Eilig kam ein hübscher, höchstens zwölfjähriger

Junge gelaufen. „Das ist Onkel Josephs Magd“, belehrte unser Begleiter. „Koche Kaffee, Tommy“, rief der Alte, „gut und viel!“ „All right, sir!“ war die Antwort; und bald stiegen verheißungsvolle Rauchwölkchen aus dem Schornstein empor.

Bei der riesenhaften Kanne starken Kaffees mit frischer Milch (Josephs Kuh weidete am nächsten Abhang), Brot, Butter und allerlei Obstmus ward das Gespräch sehr munter; und Onkel Joseph erzählte mancherlei aus seinem Leben, das unendlich bewegt gewesen sein mochte, ehe er sich der Blumenzucht ergab. Als aber jemand anfing, von Indianern zu sprechen, ward er plötzlich still und ernst, seine Augen funkelten und die mageren Hände ballten sich. „Sprecht mir nicht von den roten Teufeln“, rief er; „meinen Sohn haben sie mir gemordet, unten in Kalifornia! Dort liegt auch mein Weib im einsamen Grab; und ich bin allein übriggeblieben.“ Ein paar große, helle Tränen flossen bei den letzten Worten über die Wange des alten Mannes; doch ward er bald wieder freundlich und heiter.

„Was tun Sie nur mit dieser Menge von Blumen in Ihrer Einsamkeit?“ fragte mein lieber Mann. „Zuerst freue ich mich daran“, war die Antwort, „doch verkaufe ich auch sehr viele.“ „Aber an wen denn?“ fragte ich. „Es sind ja gar keine Menschen ringsum.“ „O, sie sind nicht so weit weg, als man denkt!“ erwiderte Joseph. „Hinter jener Hügelkette liegt ein Städtchen; auch gibt's viele Farmen ringsumher. Da wird keine Hochzeit gefeiert, kein Geburtstag, keine

Hausweihe, ohne Onkel Josephs Blumen. Im Frühling kann ich kaum genug Pflänzlein, Stecklinge und Blumensamen schaffen für die vielen Käufer, die zu Roß und zu Wagen bei mir einkehren. Besonders aber wird niemand in der Gegend zur letzten Ruhe getragen, dessen kühles Bettlein nicht mit Onkel Josephs Kränzen geschmückt ist."

Mit Onkel Josephs Kränzen mag auch die Schilderung unserer Nordlandreise schließen.

---

5. Freud' und Leid im neuen Hause.

Als wir gestärkt und sonnenverbrannt heimkehrten, war das schöne neue Pfarrhaus fertig geworden, und wir bezogen es noch im Herbst mit großer Freude. Dieses Haus, die Kirche und das Schulgebäude standen, den Kinderspielplatz umschließend, beieinander. Wir hatten schöne, luftige Zimmer, zwei große Veranden, und sogar ein Rasenplätzchen im Hofe, das ich im nächsten Frühjahr mit Blumen einfaßte.

Sehr erfreute mich, daß ich unmittelbar aus der Küche auf die Veranda treten und während der Spielzeit die große Kinderschar aus nächster Nähe beobachten konnte. Es waren etwa 300 Knaben und Mädchen, die beim Glockenzeichen wie freigelassene Vöglein herausflogen, allerlei muntere Spiele trieben und, besonders im Sommer, den Brunnen fast leer tranken. Freilich gab's auch zuweilen Krieg! Einmal balgten sich zwei Jungen so hitzig, daß ich meinen Mann als Friedens-

stifter herbeirief. Aber er lachte und sagte: „Laß sie nur! Wenn sie sich tüchtig abgewalkt haben, wird die Freundschaft desto fester.“ Richtig! Auf einmal ließen sie einander los, lachten und wandelten etwas zerzaust Arm in Arm davon.

Noch mehr als an diesem lustigen Gewimmel habe ich mich an dem lieblichen Gesang der Kinder erquickt, der besonders zur Sommerszeit hell und klar zu mir herüberklang. O wie manche Sorge, wie mancher Kummer, an dem es einer rechten Pastorsfrau selten fehlt, ward zerstreut durch die herrlichen geistlichen Lieder!

In anderer Weise verstanden auch die Kleinen aus der vierten Klasse uns gelegentlich zu erheitern. Von ihrem Lehrer sagte mein lieber Mann: „Als Gott unseren Herrn Kilz schuf, dachte Er: „Jetzt will ich einen rechten Elementarlehrer machen.“ Es war ganz erstaunlich, wieviel das kleine Volk bei ihm lernte, und wie seelenvergnügt es dabei war. Im Sommer, wenn das Stillsitzen wirklich schwer war, führte er seine sehr leicht bekleidete Schar oft auch außer der Spielzeit ein wenig ins Freie, und es war eine Lust, ihrem Treiben zuzusehen. Lieblich singend, tanzten sie im Kreise; stramm marschierten sie als Soldaten und führten allerliebste Turnübungen aus. Zuweilen gab's auch einen derben Scherz. So kommandierte Herr Kilz einmal: „Den rechten Fuß vor! Den linken Fuß vor! — Beide Füße vor!“ Bautz, da lag die ganze Gesellschaft lachend und jubelnd am Boden! In sehr großer Hitze ließ er sie im Kreis um sich her treten und besprengte sie mit einer Spritze mit frischem Wasser.

Das Beste an diesem reichbegabten Manne war jedoch sein tiefes Verständnis der Kindesseele. Wie lehrte er sie den Heiland kennen! Wie lieblich malte er den Kleinen Seine Gestalt vor! Ja, wenn man beim Examen die Antworten dieser Sechs- und Siebenjährigen hörte, verstand man das Wort des HErrn: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht; denn solcher ist das Reich Gottes."

Dieser hochbegabte Kinderfreund war zu jener Zeit selbst kinderlos, hatte aber eine sehr liebe, ebenso kinderfreundliche Frau, die eine große Anzahl Mädchen aus den höheren Klassen freiwillig in Handarbeiten unterrichtete.

Auch die andern Lehrer waren tüchtige, wackere Männer, und ich hielt mit ihren Frauen gute Freundschaft.

Seit wir das hübsche Haus neben der Kirche bewohnten, ward mein lieber Mann auch mehr bekannt unter Leuten, die nicht zu unserer Gemeinde gehörten. Er mochte wohl für einen „good Reverend" gelten, da sich sogar ganz Fremde zuweilen Rat bei ihm holten. So kam einst eine feine Dame zu ihm und klagte mit Tränen, daß ihr Mann ungläubig sei und keines ihrer lieben Kinder taufen lassen wolle. Jetzt aber habe er eine lange Reise angetreten. „Könnten die Kleinen nicht unterdessen getauft werden?" Was mein lieber Mann zu ihr gesprochen hat, weiß ich nicht, mußte aber einige Tage später ein hübsches Taufstischchen rüsten, und vier liebliche, schneeweiß gekleidete Kinderchen von sechs Wochen bis zu sechs Jahren empfingen das heilige Bad. Einige Glieder unserer Gemeinde vertraten Patenstelle.

Einmal kam auch ein prächtiger, etwa zehnjähriger Junge wochenlang zu meinem Mann, um Taufunterricht zu empfangen. Endlich stand er eines Sonntags vor dem bekränzten Taufstein in der Kirche und gab mit heller Stimme Rechenschaft von seinem Glauben.

Später sprang er oft im Hydepark auf uns zu, reichte meinem Mann die Hand und rief: „Sie haben mich getauft!" „Weißt du auch noch, wem du dich da gelobt hast?" „Freilich! Dem HErrn JEsu!" erwiderte er mit strahlenden Augen. Plötzlich aber verschwand er und mochte wohl in einen andern Stadtteil gezogen sein.

Die größte Freude bereitete uns aber ein völlig erwachsener Täufling. Auf einer Insel im Mississippi wohnte eine Farmerfamilie, die sich zu unserer Gemeinde hielt. Einst erschien die Tochter des Hauses schüchtern im Studierzimmer mit der Nachricht, daß sie heiraten wolle, und zwar den Knecht ihres Vaters. Er sei ein so braver Mensch, nur leider ganz ohne Erziehung und Unterricht aufgewachsen. „Seine Eltern hat er nie gekannt", berichtete sie; „als kleiner Junge hat er in den Straßen gebettelt, und des Nachts im Stroh einer elenden Herberge geschlafen, oft genug sogar auf der kalten Erde. Wie's in einer Schule zugeht, weiß er gar nicht! Von einem harten Dienst in den andern hat man ihn gestoßen, bis er endlich zu uns kam. O wie wohl tat ihm die freundliche Behandlung! Ich hab' ihn lesen gelehrt, und dabei haben wir einander liebgewonnen. Aber er ist nicht einmal getauft worden, und einen Heiden mag ich doch nicht heiraten." „Das ist

recht", sagte mein lieber Mann. „Da müssen wir einen Christen draus machen, und ihm die heilige Taufe geben. Schicke ihn einmal her, daß ich alles mit ihm bespreche."

Bald kam der junge Mann. Niemand merkte ihm seine elende Herkunft an, da sein Betragen höchst anständig und bescheiden war. Mit Freuden willigte er in meines Mannes Rat, noch jetzt in Unterricht zu kommen und sich taufen zu lassen.

Ganz regelmäßig, auch beim schlimmsten Wetter, erschien er nun in der Studierstube, und lernte mit so großem Eifer, daß mein Mann seine helle Freude daran hatte. Als er ihm den Kreuzestod des Heilandes schilderte und ihm sagte, daß das alles auch für ihn geschehen sei, brach er in Tränen aus. „Für mich armen, elenden Menschen", schluchzte er, „ist der Heiland gestorben! Nun will ich Ihm dienen mein Leben lang!"

Ein großer Festtag war's für die ganze Gemeinde, als der brave Mensch die Taufe erhielt. Als er, in Lumpen gehüllt, auf der Straße umherirrte, hätte er wohl nicht gedacht, daß sein Tauftag für Hunderte von Menschen ein Festtag sein würde. Ganz fein und stattlich sah er aus im nagelneuen schwarzen Anzug und weißer Weste. Bei dem kurzen Examen, das mein Mann mit ihm hielt, antwortete er laut und klar, wenn auch die Stimme vor Erregung zitterte. Und wie glücklich war die Braut! Auch mein lieber Mann freute sich von Herzen und fühlte sich reichbelohnt für all seine Arbeit.

zog ein wonniges Gefühl, das ich längst ersehnt und oft mit Tränen vermißt hatte. Darf ich es Mutterliebe nennen? Nun, es war ihr gewiß sehr ähnlich! Lächelt nicht ungläubig, ihr glücklichen Mütter! Gott kann dies süße Gefühl wohl in ein sehnendes Herz gießen!

Am Morgen half mir Johannas Schwester treulich im Haushalt; am Nachmittag und Abend war ich viel allein mit meinem Hanneli. Leise singend trug ich es umher, und sehr bald erhob es das weiche Händchen nach meinem Gesicht. Welch liebliche Bilder umschwebten mich dann! Ich sah es im Geist die ersten Schrittchen tun, hörte es das erste Wort lallen! Ich sah es unter der Schar im Schulhofe spielen und mir lustig zuwinken! Ich sah es, auf meinem Schoß sitzend, gespannt horchen, während ich ihm vom deutschen Vaterland erzählte.

Mein lieber Mann war ihm auch von Herzen gut, und wenn er es abends im weiten Schulhof spazieren trug, lachte es ihn an und fühlte sich wohl und sicher in seinem Arm. Nur fiel mir zuweilen auf, daß er nie von des Kindleins Zukunft sprach.

Es ward wieder einmal ein sehr heißer Sommer, wohl der heißeste, den wir in Amerika verlebt. Doch hofften wir, ihn in dem luftigen, verhältnismäßig kühlen Hause leicht zu überstehen.

Eines Tages aber klagte mein lieber Mann über Schmerzen in einem Finger der rechten Hand. Da kein Hausmittel half, an dem Finger aber ein unheimlich roter, sich schnell verlängernder Strich zu sehen war, ward der Arzt befragt, der die Sache sehr ernst nahm

und für Blutvergiftung erklärte. Wodurch das entsetzliche Gift, dessen Benennung ich nicht mehr weiß, in die kleine Wunde des Fingers gekommen war, ist stets ein Rätsel geblieben.

Es ward eine sehr böse, von großen Schmerzen und steter Unruhe begleitete Krankheit; mein lieber Mann magerte vollständig ab und war wochenlang hilflos wie ein kleines Kind. Nur dem überaus treuen, geschickten Arzt, Dr. Gerling, hatten wir es nächst Gott zu danken, daß die liebe, so nötige Hand nicht abgenommen werden mußte. Obgleich mir Klein-Hannchens gute Großmutter und Tante Tag und Nacht abwechselnd beistanden, blieb es doch eine gar schwere Zeit.

Da die Sorge für den geliebten Kranken meine ganze Kraft in Anspruch nahm, sah es im Hause oft kunterbunt genug aus. Bald in diesem, bald in jenem Zimmer hoffte mein armer Mann Ruhe zu finden, aber stets vergebens. Wie durch ein Wunder blieb ich ganz gesund; und des guten Doktors Prophezeiung, ich werde nun auch bald zusammenbrechen, erfüllte sich nicht.

Mit großer Treue und Aufopferung vertraten meines Mannes Amtsbrüder in dieser langen, schweren Zeit seine Stelle. Einmal aber, als er noch ganz matt auf der Veranda lag, kam eine Frau gelaufen und klagte mit Tränen, man habe eben ihren Mann vom Bauplatz hereingebracht, wo er vom Sonnenstich getroffen worden sei. Er werde gewiß sterben, und verlange herzlich das heilige Abendmahl. „Fahren Sie schnell zu Pastor Link", riefen wir. „Ach nein, das

dauert zu lange! O, kommen Sie doch, Herr Pastor! Er verlangt so nach Ihnen!" Da stand mein guter Mann auf und ging, wie er eben war, im weißen Leinenrock und dickverbundenen Arm zu dem Kranken. O wie ängstlich blickte ich ihm nach, wie er so langsam dahinschlich! Der Kranke war ihm sehr dankbar, starb aber nicht, sondern genas nach schwerem Leiden.

Als endlich der September etwas Kühlung brachte, trat in meines Mannes Zustand Besserung ein; mein süßes Hanneli aber welkte dahin wie ein Blümchen und tat endlich, auf meinem Schoße liegend, ganz still den letzten Atemzug.

Da war's mit meiner Kraft zu Ende! Krank ward ich nicht, aber matt und müde an Leib und Seele. O wie graute mir vor dem Winter, auf den ich mich erst so gefreut! Mit doppeltem Eifer ging mein lieber Mann nun seinen Amtsgeschäften nach. Wohl betrauerte auch er das Kindlein, doch war's ihm nicht so ans Herz gewachsen als mir. Auch hatte ihm der Arzt längst gesagt, es sei so zart, daß es kaum das erste Jahr überstehen werde. Ich aber wanderte oft in qualvoller Unruhe durch die öden Zimmer, und war so mutlos, daß er sich ernstlich um mich sorgte.

Da kam mir Hilfe aus dem lieben, früher schon erwähnten Eißfeldtschen Hause in Milwaukee. Diese guten Freunde mochten wohl von meinem elenden Zustande gehört haben, und baten uns, ihre kaum vierzehnjährige Nichte, Lissy Ruhland, auf eine Zeitlang zu uns zu nehmen. Ich solle doch selbst kommen, sie abzuholen und mich bei ihnen etwas erfrischen. Allzu-

viel Lust hatte ich nicht dazu, da ich am liebsten einsam saß, von meinem Hanneli zu träumen und es zu beweinen. Dennoch durften wir die Bitte nicht abschlagen. Die arme, kleine Lissy war ja vaterlos! Ach, der liebe Pastor Ruhland war vor wenigen Jahren auf der Eisenbahn tödlich verunglückt, und die trauernde Witwe hatte mit ihrer Kinderschar die amerikanische Heimat wieder aufgesucht.

So raffte ich mich auf und fuhr, Klein-Hannelis Bildchen in der Tasche, nach der fernen Stadt. Diesmal kam im bequemen Eisenbahnbett kein Schlaf in meine Augen, wohl aber war mir's, als schwebe eine kleine weiße Gestalt in langem Kleidchen mit ausgestreckten Händchen durch das nächtliche Dunkel vor dem Fenster. Auch als ich den Vorhang zuzog und die Augen schloß, schwebte mir die liebliche überirdische Erscheinung vor.

Nach etwa vierzehn Tagen gründlichen Ausruhens im Kreise der lieben, mitfühlenden Freunde kehrte ich heim, und neben mir im Schlafwagen lag ein bildhübsches Mägdlein, so recht an der Grenze zwischen Kindheit und Jungfräulichkeit. Wir hatten uns schnell liebgewonnen und waren schon ganz vertraut miteinander; dennoch schwebte Klein-Hannelis engelgleiches Bildchen auch diese ganze Nacht neben dem Wagen her! O mein liebes, kleines Hannchen! Werde ich dich wieder erkennen unter der Schar unzähliger verklärter Kindlein, die am Thron des Heilandes Halleluja singen? —

Unsere neue Pflegetochter fühlte sich wohl erst etwas einsam in unserem stillen Hause, da sie an eine

Naschwerk und für jedes Kind ein hübsches Geschenk barg.

Nur der kleine Karl ging leer aus. Ach, er hatte vor kurzem einen Stein auf das Gleis der Pferdebahn gelegt, um den Wagen „wackeln" zu sehen; auch sonst war sein Betragen nichts weniger als musterhaft gewesen. Da war's kein Wunder, daß ihm das Christkind nichts schickte. Lange kämpfte er mit den Tränen; endlich aber, als der Engel sich zum Gehen wandte, brach der Jammer los. „Ich tu's ja nicht wieder!" schluchzte der arme kleine Kerl. „Ganz gewiß, ich tu's nimmer wieder!" Da wandte sich der Engel noch einmal um und warf ihm ein ziemlich großes Paket zu, das einsam noch im Korbe lag. Ach, der Bengel war ja mein Liebling in der ganzen Schar! Darum hatte ich ihm eine rote Bluse mit Goldknöpfchen gemacht, damals ein sehr beliebter Schmuck kleiner Knaben. O wie freute sich der Junge! Mit welch scheuer Verwunderung betrachtete er die unverdiente Gabe!

Als Lissy nach einer Weile ohne Engelsgewand ins Zimmer trat, erzählte ihr das harmlose Völkchen noch ganz aufgeregt von dem wunderbaren Besuch. Ja, zu jener Zeit waren die Kinder noch nicht so überklug wie heute.

Das fröhlichste Leben herrschte aber in unserem früher so stillen Hause, als Lissys Mutter mit ihren zwei kleinsten Knaben Willy und Georg im Frühling auf einige Wochen zu uns kam.

Um die Witwe seines teuern Freundes zu erheitern, tat mein lieber Mann etwas, wozu missourische Pastoren

sehr selten Zeit haben. Er machte mit uns Spaziergänge und sogar Partien! Zum unendlichen Jubel der kleinen Jungen fuhren wir mit der Pferdebahn, ja sogar im Dampfwagen weit hinaus, um die herrlichen Parks an den Stadtgrenzen zu besuchen. In dem größten, sogenannten Forestpark (Waldpark) verlebten wir bei schönstem Wetter einen ganzen Tag, dessen ich mich noch mit Freuden erinnere. O welch prachtvolle, schier endlose Reihen schattiger Bäume, welch smaragdgrüne Rasenflächen, geheimnisvolle Wäldchen, romantische, freilich künstliche Felsengruppen und lauschige Ruheplätzchen gab es da! Und wie wohltuend war für uns Stadtleute die Stille und Einsamkeit! Nur sehr selten begegnete man einem Spaziergänger; auch gab es in dem ganzen großen Park kein Wirtshaus! Was würde man in Deutschland dazu sagen? Wohl aber waren einige umzäunte Plätze vorhanden, auf denen man ohne Gefahr ein kleines Feuer anzünden und Tee oder Kaffee kochen durfte. Wir taten das letztere und erquickten uns an dem reichlichen Proviant, den mein guter Mann bisher in einer Reisetasche über der Schulter getragen hatte. Wir alle waren sehr vergnügt; die kleinen Jungen aber schwelgten in Wonne, und zeigten ihre Dankbarkeit durch lauten Jubel und stürmische Liebkosungen.

Schon längst war eine Fahrt auf dem Mississippi mein stiller Wunsch gewesen. Hatte doch dieser Fluß und seine Ufer in den Träumen meiner Kindheit eine große Rolle gespielt! Endlich bot sich Gelegenheit dazu, da es galt, einen Amtsbruder meines Mannes

zu besuchen, dessen Wohnort am Ufer des Riesenflusses lag. So bestiegen wir mit Lissy einen stattlichen schneeweißen Dampfer, der uns mit einer großen Schar Menschen und unglaublich vielen Ballen, Kisten, Körben und Säcken schnell aus dem Bereich der heißen, staubigen Stadt brachte. O wie erquickend war die Luft, wie glänzend die Wellen, wie mannigfaltig die Ufer! Von der Breite des Flusses kann man sich in Deutschland schwer eine Vorstellung machen, ebensowenig von der Größe der Schiffe. Ein paar hundert Menschen bewegten sich frei auf dem Verdeck, und nahmen an langen Tafeln im Salon ihre Mahlzeiten ein. Im unteren Raum aber wimmelte es von Negern, Mulatten und fahrendem Volk aller Art und Schattierung. Zwei Tage und eine Nacht dauerte unsere Fahrt, doch konnten wir leider wegen der unzähligen Moskitos und der Hitze in unserer engen Koje fast gar nicht schlafen.

Desto schöner war's am Tage, wenn wir auf dem Verdeck umherspazierten oder ganz vorn am Kiel saßen, wo man den Strom und seine Ufer nach Herzenslust betrachten konnte. Freundliche Städte, dichte Wälder, endlose Maispflanzungen, romantische Buchten und Felsengruppen gab's da zu sehen, freilich auch öde, sumpfige, nur mit knorrigem Buschwerk bewachsene Uferstrecken.

Als unser Dampfer bei einem hübschen Städtchen anlegte, standen am Ufer eine große Menge mit Pfirsichen gefüllter Körbe bereit. Viele in weiße Kittel gekleidete Neger brachten sie zur Weiterbeförderung aufs Schiff. Während das Musikchor an Bord eine

muntere Melodie spielte, hüpften die weißgekleideten Neger im Takt über die Landungsbrücke; jeder hob einen Obstkorb auf die Schulter, und in langer Reihe tanzten sie zurück, bis alles geborgen war. Das war ein echt südliches Bild; doch gefielen uns die einsamen Blockhütten, die dichten Wälder und die geheimnisvollen Buchten fast noch besser. Sieh, dort waren im Schatten riesenhafter Bäume Zelte aufgeschlagen! Emsig bauten einige Männer an den Hütten, während die Frauen am offenen Feuer das Mittagsmahl kochten. Eine Schar blondhaariger Kinder tanzte singend im Kreise, ganz unbekümmert um die Mühsale einer neuen Ansiedelung. In wenig Jahren würde sich hier gewiß ein blühendes Städtchen erheben, umgeben von schattigen Gärten und fruchtbaren Feldern.

Oft hatte ich das Gefühl gehabt, daß ich in solch ein Städtchen besser passen würde, als in das immer reicher, vornehmer und englischer werdende St. Louis. Auch mein teurer Mann war ganz deutsch geblieben, und ich merkte seit einiger Zeit, daß die Sorge für eine so große, immer mehr wachsende Gemeinde fast zu schwer auf seinem Herzen lag.

Gottes Auge hatte dies alles eher gesehen als das meine; darum führte Er uns auf unerwarteten Wegen im Laufe des nächsten Jahres nach Millstadt, einem freundlichen, im Staate Illinois gelegenen Landstädtchen.

6. Im Landstädtchen.

Da sich Millstadt damals noch keiner Eisenbahn erfreute, wurden unsere Sachen auf gewöhnlichen Farmerwagen transportiert, was freilich nicht zu ihrer Verschönerung beitrug. Immerhin mußten wir froh sein, daß von den fünf Wagen nur einer in dem unergründlichen Schmutz der sogenannten Landstraße umstürzte. Auch mein lieber Mann und ich wurden auf einem ähnlichen Fuhrwerk in die neue Heimat befördert, und hielten besonders zerbrechliche wertgehaltene Gegenstände auf dem Schoß, z. B. einen Vogelbauer mit seinem goldgelben Bewohner und eine schöne Lampenglocke. Nun, nach sechs- bis siebenstündiger Fahrt war das Schwerste überstanden, da sich eine Menge hilfreicher geschickter Hände in unserem hübschen Häuschen versammelt hatte und mit echt amerikanischer Geschwindigkeit Ordnung schuf. Während Männer und Knaben die Wagen abluden, wuschen Frauen und Mädchen den Schmutz von dem Hausrat und scheuerten den Fußboden blitzblank. Immer neue, große und kleine Helfer boten sich an, und da keiner mit leeren Händen kam, füllte sich mein Küchenschrank und Keller mit allerlei guten Dingen.

Als wir endlich allein waren und am reichlich besetzten Abendtisch in der hübschen kleinen Küche saßen, hatten wir die freundlichen Leute schon liebgewonnen, aber auch gemerkt, daß hier ein ganz anderer Volkscharakter herrschte als in Bremen.

Unser Häuschen war zwar klein, genügte uns aber vollkommen. Es bot eine sehr große, dreifenstrige Wohnstube, Studierzimmer, Kammer und Küche. Freilich fehlte das in Amerika so nötige Gaststübchen; doch bestimmten wir sofort die hübsche, im Hofe stehende Sommerküche zum Logierhäuschen für liebe Gäste. Da ich einen Gasolinofen, damals etwas ganz Neues, besaß, konnte ich wohl auch in der heißen Zeit im Hause kochen.

Ein hübscher brauner, mittelgroßer Hund ward uns im Namen unseres Vorgängers übergeben. Sehr gern hätte ich ihn nach dem Lieblingshund meiner Kindheit Fido genannt; doch sträubte er sich energisch gegen den neuen Namen, da er von klein auf Fänni hieß.

Waren unsere Gemeindeglieder in St. Louis meist Plattdeutsche gewesen, hatten wir es hier mit heiteren Rheinländern zu tun, die das Leben wohl lieber etwas zu leicht als zu schwer nahmen. Die Gemeinde war als eine sehr gute bekannt und gehörte zu den ältesten in der Synode. Dennoch war während der Vakanz der Kirchenbesuch recht gering geworden; besonders das junge Volk liebte es, Sonntags in aller Frühe schön geputzt auszurücken, um erst spät abends heimzukehren. Doch ward es durch freundliche Ermahnungen meines Mannes und den Einfluß einiger ernstgesinnter Familien bald bedeutend besser.

Wenn ich auch hier nicht eine solche Freundin fand, wie meine liebe Frau Wurmb in St. Louis, stand ich doch bald mit den meisten Frauen in freundlichem Verkehr und gewann die Herzen des Kindervolks in kurzer Zeit.

Der erste kleine Freund, der sich bei uns einfand, war vier Jahre alt. Wir waren erst einige Tage da, als ein rosiges Jungengesichtchen zum niedrigen Studierstubenfenster hereinguckte. „Guten Morgen, Pastor! Was machst du denn?“ „Ich studiere“, war die Antwort. „Ich will auch tudieren; hole mich 'rein.“ Mein guter Mann tat ihm den Willen, hob ihn zum Fenster herein und fragte: „Aus welchem Buch willst du denn studieren?“ Ernsthaft, mit gerunzelter Stirn, prüfte der Kleine die dichtbesetzten Bücherregale und wählte sich endlich den allerdicksten Folianten aus. Vor diesem lag er nun fast täglich ein Stündchen auf dem Teppich, sang mit heller Stimme „Hosianna! Halleluja!“ oder irgendein Kinderverschen, störte aber meinen lieben Mann sonst auf keine Weise. War das Studium beendet, so rief er: „Nu heb' mich wieder 'raus, Pastor!“ Den Weg durch die Tür zu nehmen weigerte er sich entschieden. Dann kam er wohl zu mir in die Küche oder in den Garten, wo sich sein Schwesterchen oft zu uns gesellte, das mit tiefem, etwas altklugen Interesse unsere Sachen betrachtete, und besonders alles aus Deutschland Stammende als große Rarität bewunderte.

Bald lernte ich auch andere Kinder kennen und hatte sie alle gern; doch blieben diese ersten, Georgi und Lissie, meine Lieblinge.

Nun wird es Zeit, einer zweiten Gemeinde zu gedenken, die mein lieber Mann mit Gottes Wort zu versorgen hatte. Sehr ungern ließ sie sich „Filial“ nennen, da sie behauptete, früher dagewesen zu sein als Millstadt, was auch nahe an die Wahrheit streifte.

Es war eine echte „Buschgemeinde“, d. h. ihre Glieder wohnten meilenweit verstreut in einer sehr waldreichen Gegend, die den Namen „die Sinks“ führte. Ein Sink ist eigentlich nichts Gutes, da man mit diesem Namen sumpfige Löcher und Bodensenkungen bezeichnet, in denen sich Regenwasser sammelt, das während der heißen Zeit oft genug schädliche Fieberdünste verbreitete. Wohl hatte man schon viele dieser Senkungen ausgefüllt; doch entstanden immer neue, so daß es im Frühjahr und Herbst viel Fieberkranke gab. Bis auf diesen Uebelstand waren die Sinks eine anmutige Gegend mit ungemein fruchtbarem Boden. Tal und Hügel wechselte malerisch ab; im dichten Laubwald (Nadelholz gibt es in jener Gegend nicht) sangen die Vöglein, Eichkätzchen guckten neugierig vom Baum herab, dann und wann huschte ein Häschen, ein Wiesel, wohl gar ein Fuchs oder Marder über den rauhen Pfad.

Da zwischen meinem lieben Mann und einem Pferd, schon um seiner Kurzsichtigkeit willen, kein Zusammenhang herzustellen war, kutschierte ein freundlicher Farmer oder einer seiner zahlreichen Söhne. Unser Lori, so hieß das Rößlein, wohnte auch bei diesen braven Leuten und hatte es dort sehr gut.

War früh in Millstadt Gottesdienst gewesen, so fand er in den Sinks nachmittags statt, und umgekehrt, in regelmäßigem Wechsel.

An den Nachmittagsfahrten nahm ich gar zu gern teil. Etwa in dreiviertel Stunde war das auf einer Waldlichtung ganz einsam stehende Kirchlein erreicht.

Ganz schmucklos war es freilich, nur eine recht große Bretterbude ohne Turm oder irgendwelche Verzierung. Es stammte ja aus der Zeit erster Ansiedelung, da man froh gewesen war, nur ein Dach über dem Haupt zu haben. Doch war der Kirchenbesuch ein sehr guter, und wenn am Schluß die vielen Leute herauskamen, um ihre draußen angebundenen Rößlein, Maulesel oder Wagen zu besteigen, wunderte man sich, daß sie in dem engen Kasten Platz gefunden hatten.

Gab es viele Menschen in den Sinks, so gab es doch nicht viele Namen, da seltsamerweise ein großer Teil „Hofstätter" hieß.

Vor vielen Jahren, lange vor dem Kriege, waren mehrere Familien dieses Namens aus Süddeutschland eingewandert, hatten sich im dichten Urwald angesiedelt und unter mancherlei Mühsal ein fruchtbares Ackerland aus der Wildnis gemacht. Von diesen Familien stammte nun fast die Hälfte der Gemeinde ab. Brave, wackere, christliche Leute waren alle, mit einer einzigen Ausnahme. Es gab einen kleinen Mann, der zum Unterschied von mehreren Jakoben allgemein „das Jakobel" genannt wurde.

Was er eigentlich Unrechtes tat, und warum er immer mit der Gemeinde im Krieg lebte, weiß ich nicht mehr, habe es wohl nie gewußt! Da man aber sagte, er habe einen Haß auf meinen Mann geworfen, und trage stets eine geladene Pistole und ein Messer bei sich, zitterte ich oft gewaltig, wenn man ihn wieder einmal zur Rede setzte. Endlich, an einem schönen Sonntag im Sommer, war seine Uhr abgelaufen.

Nach dem Gottesdienst blieben die Männer zurück, um noch einmal mit dem Hartkopf zu verhandeln. Ich aber saß draußen auf einem Baumstumpf und fürchtete das Schlimmste. Immer lauter und aufgeregter ward das Gespräch im Kirchlein, bis Jaköbels Stimme fast in ein Gebrüll ausartete. Jeden Augenblick fürchtete ich, einen Schuß krachen zu hören. Statt dessen sprang endlich die Tür auf, und das gefürchtete Jaköbel stürzte, zinnoberrot vor Wut, heraus, raste mit geballten Fäusten an mir vorbei, schwang sich auf sein Roß, und sprengte mit tief gebücktem Oberkörper davon wie ein Kobold. Drinnen aber war's ganz still, und es dauerte lange, ehe die Männer, traurig und gedrückt, herauskamen. Leichenblaß sah mein lieber Mann aus, sprach auf dem Heimweg kein Wort, und grämte sich noch lange um den hartnäckigen Menschen. Wir sahen ihn nie wieder.

Nur wenige Minuten vom Kirchlein entfernt lag die schöne Farm einer Witwe Hofstätter, die wir bald sehr liebgewannen. Oft kehrten wir nach dem Gottesdienst bei ihr ein, und es entspann sich stets eine lebhafte, erquickende Unterhaltung. Zwei oder drei erwachsene Söhne, frische, kluge und doch bescheidene Menschen, bebauten das umfangreiche Land und pflegten das zahlreiche schöne Vieh. Ihrer Mutter begegneten sie mit einer Liebe und Ehrerbietung, die uns sehr wohlgefiel. Zwei Töchterchen waren noch muntere Kinder, die bald zutraulich wurden.

Trotz der Wohlhabenheit der Familie war die Einrichtung des Häuschens rührend einfach, da der

*

amerikanische Farmer damals noch wenig Sinn für Teppiche, Polstermöbel, Vorhänge und Wandschmuck hatte. Sein Stolz waren die reichtragenden Felder und das wohlgenährte Vieh. Die Menge des letzteren setzte uns in Erstaunen. Ich erinnere mich wohl, daß auf der Farm dieser braven Witwe außer zahlreichen Arbeitspferden noch zwölf Maulesel, eine Herde Kühe und Schafe, ganz unzähliges Hühnervolk, vom stolzen Truthahn bis zum zierlichen Küchlein, lebte, webte und sich ausbreitete; der vielen Schweinchen, die auf den Winter geschlachtet wurden, gar nicht zu gedenken.

Stiegen wir zur Heimfahrt in unser Wägelein, so rief die Mutter: „Kinder, bringt 'mal einen Korb Eier für die Frau Pastor, und füllt einen Sack mit Aepfeln; aber flink!“ Da hier die Fruchtbarkeit des Bodens ganz außerordentlich war, konnten wir solche Gaben mit gutem Gewissen annehmen, besonders da das bare Geld bei uns etwas knapp war. Ja, in meinem vierzigjährigen Ehestand hab' ich nie so gut und reichlich kochen und backen dürfen, als während der sechs Jahre im schlichten Landstädtchen. Keller und Speiseschrank waren stets so wohlgefüllt, daß ich nie in Verlegenheit geriet, wenn sich unverhoffter Besuch einstellte. Wie schnell war ein frisches, ländliches Mahl gerüstet, das besonders den Großstädtern vortrefflich schmeckte. Dazu kam die reiche Gemüse- und Beerenernte, die der Garten uns brachte.

Leider ward mir die Pflege desselben bald zuviel, und mein lieber Mann taugte gar nicht dazu, sagte auch, er sei kein Landwirt, sondern ein Himmels-

wirt. Da blieb mir nichts anderes übrig, als manchmal die einzige Frau zur Aushilfe zu nehmen, die sich herabließ, um Lohn, und zwar um recht hohen, Gartenarbeit zu tun. Klein, dünn und schrumplich war sie, und die Kleidung hing ihr so seltsam am Körper herum, daß die ganze Gestalt wie ein Lumpenbündel aussah. Sie zog eben alles an, was man ihr schenkte, mochte es ihr auch zu groß, zu weit oder zu eng sein. Die Gartenarbeit verstand sie gut und war auch fleißig, nahm aber ganz ungeniert mit, was ihr von Pflanzen oder Früchten behagte, als sei es ihr gutes Recht.

Als ich später viel an Maleriafieber litt, mußte ich sie auch bei der Wäsche zu Hilfe nehmen. Auch da arbeitete sie wacker, zog aber sofort nach dem Mittagessen wieder ab, und nahm alles mit, was sie sich mit guter Manier zueignen konnte, mochte sie es nötig haben oder nicht. Darum sah ihre enge Behausung aus wie eine Rumpelkammer oder ein Antikenkabinett vierter Klasse. Sobald sie weg war, sank ich erschöpft auf die frischgescheuerte Türschwelle nieder, und gedachte sehnsüchtig meiner netten, fast nobeln Waschfrau in St. Louis.

Das kleine Lumpenbündel hielt sich weder zu unserer noch zu irgendeiner andern Gemeinde, und betrat, soviel ich weiß, nie eine Kirche. Ganz anders war eine liebe, alte Frau, die ich täglich am frühen Morgen besuchte, um Milch zu holen. Der Weg war gar nicht weit, und das liebe, kindliche Antlitz der guten Frau Buchholz strahlte mir wie eine Sonne entgegen. Gar reichlich maß sie die herrliche Milch ihrer

schönen, wohlgepflegten Kühe, legte auch oft einen Käse oder ein paar Eier auf den Deckel des kleinen Blecheimers. „Mein Mann braucht's nicht zu wissen", sagte sie geheimnisvoll; „er denkt immer, es langt nicht!"

Als ich das einmal meinem lieben Mann erzählte, lachte er herzlich und sagte: „So oft der alte Buchholz seinen Gemeindebeitrag bringt, bittet er mich: ‚Sagen Sie's meiner Frau nicht; sie denkt immer, ich gebe zuviel!'"

Gegen das lustige Kindervolk stellte sich Frau Buchholz streng und feindlich. Warum kletterten die kleinen Bösewichter auch immer über ihre Mauer, um abgefallenes Obst aufzulesen oder nach den niederen Zweigen des großen Birnbaums zu hüpfen! O, sie konnte gewaltig schelten, wenn sie sie dabei erwischte, ließ es auch nicht an ehrenrührigen Namen fehlen. Waren sie aber lachend und kreischend ausgerissen, warf sie ihnen meist ein paar Hände voll Obst nach und rief: „Na, da habt ihr was! Laßt's nur erst reif werden, dann gibt's mehr!" Jetzt ruhen diese kindlich frommen Leute schon längst in Gottes Arm und Schoß!

Ja, wir hatten eine Anzahl wackerer Familien unter unserer Schar, mit denen wir gern verkehrten. Der größte, reichhaltigste Kaufladen des Städtchens gehörte unserem Vorsteher, namens Jung. Er war ein frommer Christ und gescheiter Mann, der seinem Pastor treu zur Seite stand. Sein Laden war so recht eine Welt im Kleinen, wie man sich's in Deutschland kaum denken kann. Materialwaren, Stoffe, Nähbedarf, Hüte, Schuhe, Zigarren und Tabak, Gläser

und Tassen, Werkzeug, Papier und Schreibgerät, Wein und Bier, kurz, fast alles, was man fürs Leben braucht und wünscht, war in dem nicht allzu großen Raum zusammengedrängt. Es kam auch nicht selten vor, daß ein müder, verstaubter Wandersmann recht zerrissen und jämmerlich in den Laden trat, im Hinterstübchen verschwand, um als Gentleman wieder herauszukommen, das Bündel mit dem alten Zeug unterm Arm.

So wohl meinem lieben Mann die bescheidene, anspruchslose Einrichtung der Häuser unserer Gemeindeglieder tat, so erschien ihm die Ausstattung der Kirche fast zu schmucklos. Es war eben alles geblieben, wie es in der Zeit des ersten Anbaues gewesen war. Doch steuerten fast alle willig bei, das Innere des Gotteshauses freundlicher zu gestalten.

Auch in den Sinks ward alles erneuert. Einst brachte mein lieber Mann ein uraltes geschwärztes Blechtellerchen mit heim und sagte: „Das ist der Abendmahlsteller aus den Sinks. Er hat eine Umschrift; man kann sie aber vor Rost und Alter nicht mehr erkennen. Vielleicht ist's ein schöner Spruch! Scheure es doch einmal ab!“ Ich tat es; und was kam zum Vorschein? Das Abc! Ganz harmlos war dieses Tellerchen seit langen Jahren beim Sakrament benutzt worden!

Nun nahm er es mit hinaus zu Frau Kleinschmidt, einer wohlhabenden Witwe in den Sinks. „Sehen Sie dies unpassende Ding! Wollen Sie wohl den Anfang machen zu einer Sammlung für würdige Abendmahlsgefäße?“ „Ach nein, Herr Pastor! Wozu

die Sammelei? Das geb' ich gleich alleine! Nun kaufen Sie aber auch was recht Schönes!" Sie ging hinaus, und kam bald zurück, um eine stattliche Reihe Dollars auf den Tisch zu zählen.

Da diese liebe Frau ein hübsches Steinhaus besaß, erwarteten wir behagliche Zimmer darin zu finden. Doch irrten wir uns. In den besten Räumen war Weizen aufgeschüttet, während die Besitzerin mit ihren beiden längst erwachsenen Söhnen eine sehr schlichte Küche bewohnte. Einer der Verwandten dieser Frau trug den seltsamen Namen „Reisefort", da er geboren worden war, als das Auswandererschiff nach wochenlangem Warten endlich in See stach.

Frau Kleinschmidt gewannen wir bald lieb und kehrten gern bei ihr ein. Wer hätte geahnt, welch schnelles Ende ihr bevorstand? Wir hatten sie noch Sonntags nach der Kirche besucht, und sie hatte mir wie immer einen Korb voll Obst mitgegeben. Seltsamerweise drückte sie mich beim Abschied fest ans Herz, wobei ein Knopf ihres Kleides sich löste und in mein Körbchen rollte. Am Dienstag kam die Nachricht, daß sie schwer am Malariafieber erkrankt sei und das heilige Abendmahl wünsche. Traurig kehrte mein lieber Mann von ihr zurück, da ihm die Symptome dieser heimtückischen Krankheit wohl bekannt waren. Am nächsten Sonntag trugen wir sie ins letzte Bett auf dem stillen, von hohen Waldbäumen beschatteten Kirchhof der Sinks. Den Knopf aber bewahrte ich lange, und gedachte dabei der frommen, klugen und liebreichen Frau.

Noch eines Hofstätters, der auch Jakob hieß, aber nur Jack genannt wurde, gedenke ich hier mit Freuden. Ob er Witwer oder Junggeselle war, weiß ich nicht mehr. Kurz, er lebte auf seiner mitten im Walde gelegenen Farm ganz allein mit einer kleinen blonden, blauäugigen, verwaisten Nichte namens Settchen. Im tiefsten Frieden schafften die beiden zusammen; Haus, Gärtchen und Feld waren im besten Stande, und aufs sauberste gekleidet kamen beide des Sonntags zur Kirche. Wie nett bediente uns das hübsche Kind, wenn wir einmal auf der Farm einkehrten! Wie verständig beantwortete es, an seinen Beschützer geschmiegt, meines Mannes Fragen! Sie besaß ein zahmes Vögelchen, das sie einst vom Tode errettet und aufgezogen hatte. Oft setzte es sich auf ihr goldblondes Köpfchen und sang lustig in die Welt hinaus. Das wäre ein lieblich Bild für einen Maler gewesen.

Aber so gut auch der Pflegevater sein Settchen unterrichtete, mußte es doch noch ein paar Jahre zur Schule gehen; doch schien es kaum möglich, die beiden zu trennen. Dies alles aber hatte Jack in seinem stillen Sinn schon längst bedacht, und erschien eines Tages bei uns mit der überraschenden Nachricht, daß er heiraten wolle, obgleich sein Haar schon anfing zu ergrauen. Aber wen? Ach, nur eine Witwe mit einem ganzen Häuflein Kinder, die sorgenvoll in Millstadt wohnte! „Sehen Sie, Herr Pastor“, sprach der brave Mann, „Settchen muß zur Schule; darum brauche ich eine Frau. Die Kinder der Frau N. aber brauchen einen

Vater, wenn was Rechtes aus ihnen werden soll. Ich denk', Gott wird Seinen Segen dazu geben!"

Ja, Er gab ihn reichlich! In gutem Frieden lebte die Familie, die Kinder schwelgten in den Genüssen der Farm und drängten sich dem freundlichen Vater fast zu eifrig als Gehilfen auf. Settchen aber zog zu einer Tante nach Millstadt, und ward bald die Beste in der kleinen Schule.

Freilich gab es in den Sinks auch Leute, die, in allzu großer Abgeschiedenheit lebend, allerlei Eigentümlichkeiten hatten und wenig von der Kultur beleckt waren. Weit entlegen von der Fahrstraße und andern menschlichen Wohnungen gab es solch eine Familie. Im niedrigen Häuschen sah man nur das allernotwendigste Gerät; nichts zum Schmuck, nichts zur Bequemlichkeit, nichts, was Auge und Herz erfreute. Bei unserem ersten Besuch glaubten wir Robinson Crusoe im Garten arbeiten zu sehen. Er war's aber nicht, sondern der Eigentümer der Farm präsentierte sich in mißfarbigem Leinenkittel, mit einem alten Strick umgürtet, auf dem struppigen Haupt eine hohe seltsame Mütze eigener Fabrik. Auch Frau und Kinder (zum Glück nur Knaben) verzichteten in ihrer Erscheinung auf alles, was dem Auge wohltut. Obgleich wir freundlich empfangen wurden, fühlte ich mich recht beklommen, da ich von der Sprache dieser seltsamen Leutchen fast nichts verstand. Es war ein willkürliches Gemisch vom schlechtesten Englisch und einem, mir ganz fremden, deutschen Dialekt. Bald stand ein riesenhafter Topf Kaffee und ein Teller mit hochgetürmtem Gebäck

auf dem altersschwachen, ungedeckten Tische. Trotz dringender Nötigung konnte ich nur wenig essen. Eier, Butter und Gewürz war übergenug in dem Kuchen, aber alles war so schwer, so massenhaft und formlos, wie ich's noch nie gefunden. Dagegen ließ sich's mein lieber Mann wohlschmecken, warf mir aber zuweilen einen teilnehmenden Blick zu. Für ihn galt ja überall das brave Wort des Apostels: „Ich habe gelernt, bei denen ich bin, mir genügen zu lassen."

Als man uns dann durch die Farm führte, staunte ich über die Menge wohlgepflegten Viehes, über den reichhaltigen Garten und die üppigen Felder. Jedenfalls waren die Menschen hier Nebensache.

Da wir hier übernachten mußten, fürchtete ich mich nicht wenig vor dem Bett und ahnte eine böse Nacht. Sie kam auch wirklich!

Das hohe, aus einem gewaltigen Strohsack und dickem Federbett bestehende Lager stand in einem Kämmerlein an der hinteren Seite des Hauses. Die Tür öffnete sich direkt ins Freie. Nachdem uns die Robinsonsfamilie freundlich gute Nacht gesagt, überließ sie uns unserem Schicksal. Zuerst warfen wir das Federbett auf die Erde, erklommen halbangekleidet den Strohberg und versuchten energisch zu schlafen. Aber es war unmöglich; die Hitze war allzu groß. Vorsichtig öffnete mein lieber Mann die Tür, schlug sie aber schnell wieder zu, da der große Hofhund mit wütendem Gebell auf ihn losstürzte. Alle Versuche, das dicht vernagelte Fenster zu öffnen, blieben erfolglos. Nun war es ganz finster, aber der Schlaf kam

nicht; wohl aber stürzten sich die zahllosen Moskitos, die im Gebälk gelauert, auf uns herab und fraßen mich wenigstens fast ganz auf, so daß ich noch lange Zeit entsetzlich aussah. Da diese Blutsauger meinen guten Mann ziemlich ungeschoren ließen, sank er endlich in unruhigen Schlummer, während ich in ziemlicher Verzweiflung den Morgen herbeisehnte. Nun, er kam endlich, und das Waschen am Brunnen (andere Gelegenheit dazu gab's nicht) war eine große Wohltat. Doch sind wir auf dieser Farm nicht wieder über Nacht geblieben.

Als der älteste Sohn dieser primitiven Leutchen nach einigen Jahren zur Millstädter Schule kam, hatte der Lehrer zuerst schwere Mühe, ihm verständliche Sprache beizubringen. Dann aber machte er sich recht gut, lernte fleißig und zeigte ein kindlich frommes Gemüt, woran es ja auch den Eltern keineswegs fehlte.

---

7. Gäste und Nachbarn.

Es war gut, daß wir das Stübchen im Hofe hatten, da es uns trotz der unbequemen Reisegelegenheit keineswegs an Gästen fehlte. Anhängliche Gemeindeglieder aus St. Louis kamen, um zu sehen, wie es uns im Landstädtchen gehe; Studenten kamen an freien Tagen angewandert, freundliche Amtsnachbarn fanden sich ein.

Am vollsten waren unsere beschränkten Räume wohl bei dem Missionsfest, das gleich im ersten Sommer

gefeiert ward. Aus der großen Schar der Gäste will ich zuerst einer Familie gedenken, die noch jetzt aus weiter Ferne durch herzliche Freundschaft mit mir verbunden ist. Pastor Kühn, der damals in der aufblühenden Stadt Belleville stand, war unser Festprediger, und hatte sein ältestes, etwa achtjähriges Töchterchen Milly mitgebracht. Schon beim Mittagessen blickte es mich aus klugen, dunkeln Augen freundlich an, und erbot sich dann, mir beim Geschirrwaschen und Aufräumen zu helfen. Wirklich ging sie mir wie ein flinkes Zwerglein zur Hand, und sprach dabei so verständig, als sei sie schon eine kleine Hausfrau. Als aber die Arbeit getan war, hüpfte sie hinaus in den Hof und verschwand bald im Gastzimmerchen, wo viele ihre Tücher, Hüte und Mäntel abgelegt hatten. „Was mag sie wohl da treiben?“ dachte ich, und schlich leise an einen Platz, wo ich sie unbemerkt beobachten konnte. Ei, da stand sie ja vor dem Spiegel und probierte einen Umhang nach dem andern ihrem kleinen Persönchen an, setzte die Hüte der Reihe nach auf, machte zierliche oder plumpe Knixchen und schnitt freundliche oder brummige Gesichter, je nachdem sie es zu dem Kostüm für passend hielt. Dasselbe Kind aber lauschte beim Abendbrot einem ernsten Gespräch mit großer Aufmerksamkeit, und zeigte durch seine Fragen, wieviel es davon verstand.

Ja, es war eine gar liebe, von Gott reichbegabte Familie, die damals das Pfarrhaus in Belleville bewohnte! Wir hielten gute Nachbarschaft; und wenn unser Wägelein vor der Tür hielt, sprang uns die

kleine dunkeläugige Schar lustig entgegen. Waren wir ausgestiegen, so nahmen sie jubelnd vom Wagen Besitz und ließen sich, dicht zusammengedrängt, die Straße auf und nieder fahren, wobei die vielen frischen Gesichterchen wie ein lebender Blumenstrauß aussahen.

Um bei Millys Schwesterchen Emma Pate zu stehen, machte ich wohl die kälteste Fahrt meines Lebens. Wenn der Sommer in jener Gegend glühende Tage bringt, fehlt es im Winter durchaus nicht an sehr scharfer Kälte. An jenem Tauftag blies ein eisiger Wind, und die tiefdurchfurchten Straßen waren steinhart gefroren, so daß unser leichter Wagen hin und her taumelte wie ein Trunkener. Leider saß mein lieber Mann nicht an meiner Seite, da ihn sein Amt zurückhielt; statt dessen hatte die im letzten Kapitel erwähnte Waschfrau sich als Mitreisende aufgedrängt, um ihre Tochter in Belleville zu besuchen. Daß sie sich durch unzählige mißfarbige Hüllen vor der Kälte geschützt hatte, konnte ihr niemand verdenken; daß sie aber auch noch einen riesenhaften Topf auf dem Schoß trug, war mir außerm Spaß. „Es ist Apfelmus drin für meine Tochter", erklärte sie mit großer Gemütsruhe, während ich stets in Angst war, mit dem klebrigen Inhalt des Topfes überschüttet zu werden, da der Wagen bedenklich schwankte. Nach einer Viertelstunde fragte ich den kleinen Kutscher: „Wollen wir nicht lieber umkehren? Wird es das Pferd aushalten?" „'s Pferd hält's anyhow aus; wenn's nur de Menschen aushalten", war die lakonische Antwort.

Nun, sie hielten es aus; und wir kamen unversehrt ans Ziel. Das dicke Bündel war mit seinem Topf schon ausgestiegen, als wir das Pfarrhaus erreichten, wo die Kinderchen schon lange an die gefrorenen Fensterscheiben geblasen hatten, um durch die runden Löcher nach mir auszuschauen. O weh, da läutete es schon zur Kirche! Wie lange waren wir gefahren! Aber erst mußte ich heißen Kaffee trinken, die erstarrten Glieder wärmen, und mich loben und lieben lassen, daß ich doch gekommen sei trotz der Kälte. Noch in der schönen, gutgeheizten Kirche zitterte ich wie Espenlaub; als ich aber das liebe Kindlein in seinem langen weißen Kleidchen auf den Armen hielt, waren alle Beschwerden vergessen, und ich konnte das Taufslied aus Herzensgrund mitsingen:

„Hirte, nimm Dein Schäflein an;
Haupt, mach' es zu Deinem Gliede!
Himmelsweg, zeig' ihm die Bahn;
Friedefürst, schenk' ihm den Friede!
Weinstock, hilf, daß diese Rebe
Auch im Glauben Dich umgebe!"

Dann verlebten wir im trauten Familienkreise gar schöne Stunden; nur tat es mir leid, daß mein lieber Mann nicht dabei sein konnte.

Als es endlich Zeit zur Heimfahrt war, hatte die Kälte ein wenig nachgelassen, während ein leichter Schnee die Rauheit des Weges milderte. Aber o weh! Am Ausgang der Stadt stand wieder die eingewickelte Waschfrau mit demselben Topf im Arm, und verlangte mitgenommen zu werden. „Ja, was soll aber wieder der

Topf?“ fragte ich. „Da ist jetzt Birnmus drin; das hat mir meine Tochter geschenkt.“ Was blieb übrig, als Frau und Topf mitzunehmen? Da ich aber zu dem ziemlich faden Geschwätz meiner Nachbarin wenig Lust hatte, schwieg ich beharrlich, bis sie auch verstummte und endlich einschlief, mir die Sorge für den klebrigen Topf überlassend, der große Neigung verriet, von ihrem Schoß auf meinen hübschen Mantel zu rutschen.

Als wir endlich heimkamen, war mein Häuschen finster und eiskalt, da mein lieber Mann noch nicht aus den Sinks zurück war. Da galt es eine warme Stube und ein gutes Abendbrot schaffen, bis er heimkam. Da er mir sein nettes Buggy überlassen, hatte er die Fahrt in einem sehr primitiven Fuhrwerk gemacht, worin ihn aufgeschüttetes Stroh vor der Kälte schützte. Leider war bei dem Schwanken des Fuhrwerks allerlei im Stroh verschwunden, Bücher, Handschuhe und dergleichen. Das mußten wir nun erst bei eisigem Wind und Schneegestöber heraussuchen; dann aber war's desto gemütlicher im traulichen Stübchen, wo wir noch lange von den Freuden und Leiden des Tages plauderten.

O wie gern gedenke ich noch heute der lieben Amtsnachbarn in Belleville! Wie freuten wir uns, als endlich durch Eisenbahnverbindung häufige Besuche möglich wurden! Wie wohl tat mir kinderlosen Frau die Liebe der munteren, geistig reichbegabten Kinder! Klein-Theodor, jetzt ein würdiger Pastor, erklärte mir seine Liebe sogar ganz feierlich. An meinen Schoß

gelehnt, sah er mich einst lange ernsthaft an und brach dann in die Worte aus: „Ach, Frau Pastor Lenk! Du bist so lieb! Ich gleiche dich so!“ („Gleichen“ bedeutet „gern haben“.) Dies warme Wort aus Kindermund tut mir heute noch wohl.

Eines ganz andern, aber auch sehr geliebten Pfarrhauses sei hier noch gedacht. Es stand im Städtchen Red Bud, das damals noch einen sehr ländlichen Charakter trug. Pfarrhaus und Kirchlein war von wohlgepflegtem Gartenland umgeben, das aber nicht nur die Küche mit Vorrat versorgte, sondern auch Herz und Auge durch reichen Blumenflor erfreute. Eine große, sehr einfache Laube, vom lieben Pastor Schaller und seinen Söhnen selbst erbaut, war zur Sommerszeit Eßzimmer und Versammlungsort der Familie. Wie frohe Stunden haben wir dort verlebt! Herrschte in Belleville lebhaftes, ja feuriges Geistesleben, so trat in Red Bud die Gemütlichkeit besonders hervor. Zwei Söhne studierten bereits auswärts; zwei liebliche Töchter führten die Wirtschaft und pflegten die Eltern nach Herzenslust, während das Nesthäkchen, ein munterer Knabe, den kurzen Aufenthalt im Vaterhause, der ihm noch gegönnt war, nach Kräften ausnutzte.

Ganz deutsch ging es bei Schallers zu; kaum duldete der Vater die gangbarsten englischen Benennungen von Geräten, Speisen und dergleichen. Dennoch floß ein Tröpflein ausländisch Blut in den Adern der Kinder, aber nicht englisches, sondern französisches.

Die freundliche, stillwaltende Mutter stammte von französischen Emigranten ab, die nach der Aufhebung des „Ediktes von Nantes“ ihr Vaterland verlassen mußten. Sie führten damals den Namen „de Baume“, der später in „Baum“ verwandelt worden war. Die Mutter trug noch am Sonntag eine zierliche Porzellanbrosche, die ein gemaltes Bäumchen zeigte. Ihr war die französische Sprache geläufig; die Kinder aber hatten nur die französische Zierlichkeit der Bewegung und eine Feinheit der Sitten von der Mutter geerbt, die sehr angenehm berührte. Dabei scheuten sie sich vor keiner Arbeit in Haus, Hof und Garten.

Als ich einst sehr vom Malariafieber zu leiden hatte, waren diese lieben Mädchen abwechselnd zur Hilfe bei mir. O wie gut hatte ich's in dieser Zeit! Wenn ich früh in die Küche trat, war der Frühstückstisch schon zierlich gedeckt, am Waschtag der Kessel gefüllt; der Brotteig schon aufgegangen und geformt.

Bei aller Arbeit, auch bei der gröbsten, sahen die lieben Kinder immer so nett und sauber aus, als gäbe es gar keinen Schmutz auf der Welt. Da die Jüngste damals schon Braut eines Pastors war, übte sie sich bei uns mit eiserner Geduld im Klavierspiel, um später im kleinen Buschkirchlein ihres Erwählten das Harmonium spielen zu können. Oft habe ich ihre Tatkraft und Ausdauer bewundert, und freute mich, später aus Briefen zu erfahren, daß sie ihr Ziel erreicht hatte.

Das Beste aber kam am Abend! Da ward vorgelesen, lauter herrliche Sachen, die die harmlosen Gemüter mit Staunen erfüllten: Hermann und Dorothea,

Wilhelm Tell, Götz von Berlichingen, Maria Stuart und andere Dichtungen, die jedes warmfühlende Herz entzücken. Auch die lieben Mädchen schwärmten nach Herzenslust in dieser ihnen noch ganz fremden Welt, besonders da ich ihnen dabei mit gutem Beispiel voranging, trotz der zwei oder drei weißen Haare, die sich damals schon auf meinem Kopfe zeigten. —

Lagen Belleville und Red Bud ziemlich weit von uns entfernt, so war uns das Städtchen Columbia sehr nahe. Schon der stolze Name zeigt, daß Amerikaner in der Ueberzahl, Deutsche aber nur wenige dort zu finden waren. Dennoch gab's auch dort eine kleine Gemeinde unserer Synode, die mein lieber Mann längere Zeit mit zu versorgen hatte. Da er sich aber doch nicht in drei Teile teilen konnte, hatte er es gern, wenn zuweilen ein Student aus St. Louis kam, um in ländlicher Abgeschiedenheit seine ersten Predigtversuche zu machen, die meist sehr gut ausfielen, einmal sogar ganz überraschend.

Es war zu der Zeit, da wir schon Eisenbahnverbindung mit St. Louis hatten, als mitten im kalten Winter ein Student bei uns angemeldet ward, der aus unserer lieben Heimatstadt Dresden stammte und Neubert hieß. Da er als kleiner Junge ein recht komisches, altmodisches Kerlchen gewesen war, erwarteten wir ihn auch jetzt noch so zu finden, und waren nicht wenig erstaunt, als uns ein hochgewachsener, bildschöner Mann entgegentrat, der sich zwar bescheiden, aber edel und sicher zu betragen wußte.

*

Seine Eltern waren ganz schlichte Leute, die dem einzigen geliebten Sohn nach Amerika gefolgt waren, wo sie Gott über alles Erwarten gesegnet hatte. Der Abend, den wir mit Hans Neubert verlebten, ist mir unvergeßlich geblieben um der lebhaften, idealen Unterhaltung willen, die wir mit ihm führten. Endlich fragte mein lieber Mann: „Können Sie die Orgel spielen? Unser Lehrer ist verreist.“ „Ein wenig; es wird schon gehen“, war die Antwort.

Als nun am andern Morgen mein lieber Mann beizeiten fort war, und ich dem Studenten am Frühstückstisch gegenüber saß, konnte ich's kaum glauben, daß das der kleine, scheue, ärmlich gekleidete, nicht allzu saubere Hans Neubert sei. Und erst in der Kirche!

Weder mein lieber Mann noch unser Lehrer hatten je der kleinen Orgel so volle, herrliche, himmlische Töne entlockt als dieser Jüngling; auch die Predigt war voll tiefer Gedanken und warmer Empfindung in edelster Sprache. Während man andern Studentenpredigten das mühsame Auswendiglernen doch etwas anmerkte, quoll bei diesem jungen Manne der Strom heiliger Begeisterung aus tiefstem Herzensgrunde.

Leider aber fehlte es diesem hochbegabten Menschen an einer Gabe, die dem amerikanischen Pastor so sehr nötig ist. Er verstand gar nicht, mit schlichten Leuten aus dem Volke umzugehen. Als wir am Abend im Hause eines Gemeindegliedes zu harmloser Geselligkeit zusammenkamen, saß er meist schweigend im traulichen Kreise, ohne auf das Gespräch der Alten oder den harmlosen Scherz der Jugend einzugehen. Und als

ihm unserer wackerer Vorsteher unter herzlichen Worten einige Geldstücke in die Hand drückte, die jeder andere Student mit Dank angenommen hätte, ward er glühend rot und hätte sie wohl am liebsten zurückgegeben.

Da er ein paar Tage bei uns blieb, sprach mein lieber Mann eingehend mit ihm, freute sich seiner hohen Begeisterung fürs heilige Amt, ermahnte ihn aber auch herzlich, umgänglicher zu werden und an den Interessen und Schicksalen des Volkes teilzunehmen. „Ich werde es nie lernen", seufzte der seltsame Mensch. „All die kleinlichen Verhältnisse stoßen mich ab. Still möchte ich der göttlichen Wissenschaft leben und nur hervortreten, um sie dem Volk zu verkündigen."

Sorgenvoll blickten wir ihm nach, als er uns verließ, und konnten uns schwer vorstellen, wie sich dieser so ideale Mensch in die Rolle eines Buschpastors finden werde. „Ich fürchte, er wird nie glücklich sein", seufzte mein guter Mann.

Gott aber sah noch viel tiefer in dies edle, weltfremde Gemüt. Im folgenden Sommer erkrankten ganz unerwartet mehrere Studenten des St. Louiser Colleges am Nervenfieber. Da die Ferienzeit ganz nahe war, entließ man die Gesunden sofort, und auch Hans Neubert machte sich bereit, zu seinen Eltern zu reisen, die sich in Cleveland niedergelassen hatten. Da ward ihm plötzlich so heiß im Kopf! Gewiß war das dicke lockige Haar daran schuld! Schnell ging er noch, es abschneiden zu lassen. Aber schon auf dem Rückweg ward ihm übel zumute; er mußte sofort sein Lager aufsuchen, wo ihn das böse Fieber mit großer

Gewalt überfiel. Nach wenig Tagen erhob sich seine edle Seele von dieser armen Erde, wo sie sich nie recht heimisch gefühlt haben würde. Wir betrauerten ihn, als sei er uns nahe verwandt gewesen; den Schmerz der Eltern zu schildern, wäre wohl kaum möglich. Nun sind sie schon längst vor Gottes Thron mit ihm vereinigt.

Die Erinnerung an diesen edlen Menschen hat mich weit abgeführt von dem Städtchen Columbia, wohin ich meinen lieben Mann gern begleitete. Leider hatten wir dort kein eigenes Kirchlein, sondern mußten unsere Gottesdienste im Saale der Methodisten halten, mit denen wir sonst gar nichts gemein hatten. Dieser kahle, schmucklose Raum bot weder Kanzel noch Altar, sondern nur ein altes Lesepult und eine durch ein Gitter abgegrenzte Ecke als Sakristei. Sehr lange mußten wir oft warten, ehe der Methodist ausgepredigt hatte, und selbst dann durften wir noch nicht anfangen.

Ach, es gab ein altes, seltsames Männlein in unserer kleinen Gemeinde, das immer sehr viel mit meinem Mann zu reden hatte und ihn buchstäblich am Knopfloch festhielt. Es wartete meist schon hinterm Gitter auf ihn, und klagte laut über die böse Welt, über die zuchtlose Jugend, über die Irrtümer der Methodisten und über das schlechte Wetter. Dazwischen tönte meines Mannes gedämpfte Stimme: „Ja, ja, lieber Reinbote! Erzählen Sie mir das ein andermal. Wir müssen anfangen; die Leute warten.“ Da es mir oblag, das lachlustige Kindervolk auf der

ersten Bank ruhig zu halten, sind mir diese Gespräche hinterm Gitter im Gedächtnis geblieben.

Der alte Reinbote war einer der Ueberreste aus vergangener Zeit, wie sie sich damals in Landgemeinden noch häufig fanden. Bewohnte er doch noch das Hüttlein, das er sich vor langen Jahren unter Waldbäumen gebaut! Die Bäume waren der wachsenden Stadt gewichen; das Hüttlein war fast unverändert stehen geblieben, und der Alte wirtschaftete ganz allein darin ohne jede weibliche Hilfe. „Aber fragt mich nur nicht, wie?“

Noch einer Familie in Columbia sei hier gedacht, die zwar nicht zu unserer Gemeinde gehörte, uns aber viel Freundlichkeit erwies. Vor einem der stattlichsten Häuser des Städtchens waren viele Pfosten in die Erde gesteckt, zum Zeichen, daß hier ein Arzt wohnte, dessen Patienten meist hoch zu Roß oder zu Wagen ankamen und ihre Tiere vor dem Hause festbanden. Auch wir suchten den guten Doktor Rose auf, und er half mir nicht nur von dem bösen Malariafieber, sondern führte uns gastfreundlich in seine zahlreiche liebenswürdige Familie ein. Hielt er doch offenes Haus für alle seine Patienten! Wer noch im Wartesaal saß, wenn es zwölf Uhr schlug, ward freundlich zum Mittagessen eingeladen. Auch ich habe oft an seinem Tische gesessen, und mich über seine hübsche, muntere Kinderschar am unteren Ende der langen Tafel gefreut. Zu so ausgedehnter Gastfreundschaft gehörte freilich eine Frau voll Liebe, Tatkraft und gewinnender Freundlichkeit.

8. Der neue Lehrer und die neue Eisenbahn.

Hinter unserem Garten stand ein kleines Häuschen, das nur einen einzigen Raum in sich barg; es war die Schule. Da der alte Lehrer auch Abschied genommen hatte, waren die Kinder während der langen Vakanz ein wenig verwildert. Darum war's gut, daß die Gemeinde bald um einen neuen Lehrer bat. Ganz frisch vom Seminar kam er, und sah so jugendlich aus, daß unser kleiner Nachbarsjunge ihn „den großen Bub, der Schule hält", nannte. Nun, er sollte bald genug Respekt vor dem „großen Bub" bekommen, da auch für ihn die Schulzeit begann.

Der junge Mann hatte nicht nur etwas Tüchtiges gelernt, sondern verstand es auch den Kindern gut beizubringen und hielt sie dabei in ziemlich strenger Zucht. Wir aber hielten mit ihm und seiner jungen Schwester, die ihm die kleine Wirtschaft führte, freundliche Nachbarschaft; ja, wir richteten sogar englische Leseabende ein, um unsere etwas mangelhafte Aussprache zu verbessern. Doch hatte mein lieber Mann wenig Ausdauer zu solchen Nebenbeschäftigungen, und als die Sorge für Columbia dazukam, war keine Zeit mehr zum Englischlesen. Dagegen wanderten meine geliebten Bücher, Walter Scott und Dickens, nacheinander ins Lehrerhäuschen und wurden mit Begeisterung gelesen.

Dennoch war der junge Mann kein Stubenhocker; ja, er ging sogar mit der Flinte auf der Schulter in den Wald, um dem edlen Weidwerk

obzuliegen, und lieferte manches Häschen in die kleine Küche der Schwester. Wer hätte gedacht, daß dieser brave Mensch in unserem Hause eine schwarze Tat begehen werde, deren Spuren nie ganz gelöscht wurden?

Es war mitten im kalten Winter, als der eiserne Ofen in unserer Wohnstube nicht mehr recht wärmen wollte und zuweilen rauchte. Da er samt dem Rohr ganz rein ausgeputzt war, mußte die Ursache im Schornstein stecken. Von der edlen Zunft der Schornsteinfeger oder Feuerrüpel habe ich in Amerika nie eine Spur gesehen; dagegen erbot sich unser Lehrer, dem Uebel abzuhelfen. „Ich stecke ein wenig eingewickeltes Schießpulver in den Schornstein und zünde es an, so daß alles, was etwa drinsteckt, oben herausfliegt.“ Ganz wohl war mir nicht bei diesem Vorschlag, doch beachtete niemand meine Einwände.

Ganz begeistert nahmen mein Mann und der Lehrer das Ofenrohr heraus, rückten den Ofen ab, legten eine Leiter an und schoben den dicken Papierklumpen, der das Schießpulver enthielt, so weit als möglich in den Schornstein hinauf. Siegesgewiß zündete der Lehrer einen Span an und schob ihn dem gefährlichen Paketchen nach. Es knallte, und — wir sahen nichts mehr! Wir waren alle drei mit dem Ruß überschüttet, der nicht nach oben, sondern nach unten seinen Ausgang gefunden hatte! Am schlimmsten war der Lehrer daran, der ganz verblüfft auf seiner Leiter saß und vom Schreck fast gelähmt war. Auf seinem blonden Kopf lag ein ganzer Berg von Ruß, der auf den netten grauen Anzug herabrieselte. Mein hübscher Teppich,

die weißen Vorhänge, die sauberen Möbel, alles war schwarz, und sah so hoffnungslos aus, daß ich in Tränen ausbrach. „So weine doch nicht“, schrie mein Mann ganz verzweifelt; „du kriegst sonst den Ruß nie wieder vom Gesicht!“ Ach, er selbst sah noch schwärzer aus als ich, da er dem Ort der Katastrophe am nächsten gestanden.

Wo war aber der Lehrer? Nirgends zu sehen! Als er die schrecklichen Folgen seines Experimentes begriff, war er entflohen, während der Ruß von ihm herabrieselte. Den Schreckensruf seiner Schwester soll man in weiter Ferne gehört haben.

Der einzige Mensch, der von dieser schwarzen Geschichte Vorteil hatte, war die früher erwähnte Waschfrau, deren Hilfe ich mehrmals brauchte, ehe die Sauberkeit einigermaßen wiederhergestellt war. Ihre schlechtverhohlene Schadenfreude ärgerte mich mehr als die ganze schwarze Wirtschaft, an die mich die Wannen mit auswässernden Gegenständen noch lange erinnerten. Der wackere Lehrer aber mußte sich das Haar mitten im Winter ganz kurz verschneiden lassen, um die Schwärze gründlich von der Kopfhaut zu tilgen. Immerhin war durch diese düstere Tat etwas erreicht: Unser Ofen heizte nun vortrefflich!

Bald nach diesem Abenteuer kehrte die Schwester des Lehrers zu ihren Eltern zurück, da ein liebes junges Mädchen aus der Gemeinde seine Frau geworden war. Am Hochzeitstag herrschte große Aufregung unter den Schulkindern, die dem jungen Paare nach der Trauung ein schönes Lied singen durften, das

mein lieber Mann ihnen im geheimen eingeübt hatte. Ein kleines Mädchen kam ganz aufgeregt zu mir herein und sagte: „O, Frau Pastor, unser Lehrer ist aber heute 'mal schön! Er hat ein gesticktes Hemd an und auch einen Schnurrbart!"

So passierte in unserem stillen Städtchen immer etwas, das uns vor dem Vertrocknen bewahrte; das Beste aber schien nur ein frommer Wunsch zu bleiben, nämlich schnelle, bequeme Verbindung mit St. Louis. Da es leichter ist, eine Eisenbahn zu wünschen, als eine zu bauen, blieb alles beim alten, bis es plötzlich auf ganz unerwartete Weise anders ward. Irgend jemand, ich weiß nicht, wer, entdeckte in der Umgebung des Städtchens eine sehr ergiebige Kohlengrube, deren schwarzer Reichtum sich als viel zu groß erwies, um im Städtchen verbraucht zu werden. Das Landvolk dagegen hielt fest an der gewohnten Holzfeuerung, zu der es ja nicht an Material fehlte. Was blieb also übrig, als die Kohlen fortzuschaffen? So entschloß man sich mit amerikanischer Geschwindigkeit, einen Schienenstrang zu legen, der sich in nicht allzuweiter Ferne an eine schon vorhandene, nach St. Louis führende Bahn anschloß.

Noch wohl erinnere ich mich, daß eines Morgens die ganze Schuljugend, der Lehrer mitten drunter, wie toll an unserem Hause vorüber rannte. „Was ist denn los?" rief mein Mann zum Fenster hinaus. „Railroad starts!" schallte es im Chor zurück.

Ja, wirklich! Von einer lebensmüden kleinen Lokomotive gezogen, traten zwei volle Kohlenwagen

zum erstenmal ihren Weg nach St. Louis an. Aber dabei blieb es nicht. Trotz der Warnungen einiger alten Leute, die die Eisenbahn für eine lebensgefährliche, unheimliche Neuerung hielten, verlangten die Millstädter, nun auch per Dampf nach St. Louis befördert zu werden. So hing man den Kohlenwagen einen alten Packwagen an, der mit zwei sehr unbequemen Bänken versehen ward.

Mein lieber Mann fuhr zuerst einmal Probe, ehe er mich dieser Gelegenheit anvertraute, und kam sehr vergnügt zurück. Er hatte die ganze Zeit vorn bei dem Kondukteur gestanden und sich sehr lebhaft mit ihm unterhalten. Als ihm aber der Wind seinen ganz neuen Strohhut entführt hatte, gebot der gute Mann der Lokomotive „Halt", sprang selbst herunter und holte den Hut des Passagiers zurück. Mehr konnte man gewiß von einer Eisenbahn nicht verlangen.

Meine erste Fahrt ist mir noch wohl im Gedächtnis. Rings von Körben, Ballen, gefüllten Säcken und dergleichen umgeben, saß man auf dem schmalen Bänkchen, und mußte die Beine ziemlich hochhalten, da man eine Anzahl Eisenbahnschienen zur Beförderung unter die Bänke geschoben hatte. Sieh, da stand ein Mann am Waldesrand, winkte lebhaft mit dem Schnupftuch und schrie aus Leibeskräften: „Halt! Halt!" Die gehorsame Eisenbahn tat ihm den Willen und nahm die sechs Passagiere auf, die man grausam an den Beinen zusammengebunden hatte. Es waren freilich keine Menschen, sondern Gänse, die nach Herzenslust schnatterten, endlich sogar ihre Bande zerrissen und im

Wagen herumliefen, bis sie ein mutiger Passagier wieder einfing und fesselte. Mitten im Walde gab's sogar eine Haltestelle, an der man sich aber, falls man nicht den hohen Bahndamm hinaufklettern konnte, vom Kondukteur heraufheben lassen mußte.

Diese Anfangszustände, die von einigen mit Geduld, von andern sogar mit Vergnügen getragen wurden, dauerten nicht allzulange, und es entwickelte sich daraus eine gut und praktisch geordnete Fahrgelegenheit nach dem lieben St. Louis, die von vielen und auch von uns fleißig benutzt ward.

Mein lieber Mann konnte nun leicht seine alten Freunde, besonders aber Herrn Professor Walther besuchen, was in den letzten Jahren nicht oft geschehen war. Auch ich benutzte gern von Zeit zu Zeit einen einsamen Tag zur Fahrt nach St. Louis. Im ersten Jahre erreichte die Bahn am Flußufer ihr Ende; doch war's ja eine Freude, über die herrliche neue Brücke zu gehen oder mit dem Fährboot über den „Vater der Ströme" zu fahren. Von der Breite des Flusses und der Größe der Fährboote kann man sich hier kaum einen Begriff machen. Ich zählte einmal zweiundvierzig zweispännige Wagen auf dem Boote und weit über hundert Menschen. Dennoch gab's weder Lärm noch Gedränge; alles verlief glatt und ruhig.

Meine erste Station in St. Louis war meist die Buchhandlung des Herrn V., der uns befreundet war. Ich war dort stets sehr willkommen, und ward zur Winterszeit in einen gemütlichen Winkel am Ofen befördert, wo ich ungeniert das mitgenommene Frühstück

verzehren konnte. Dann gab's meist interessante Bilder oder Bücher zu betrachten, und oft sagte Herr V. geheimnisvoll: „Ich habe etwas für Sie! Antiquarisch, ganz billig!" Meist war's ein Band meines geliebten Walter Scott, den ich als guten Gesellschafter für einsame Winterabende nur zu gern mitnahm.

Dank dem guten, dauerhaften Einband stehen Ivenhoe, Kenilworth, Waverly und andere Lieblinge noch heute stattlich auf meinem Bücherbrett und werden immer von neuem mit Lust gelesen. Oft bedauere ich, daß man diese Meisterwerke der Erzählungskunst nur noch wenig kennt und liest, und sie der heutigen Jugend wohl ganz vorenthält.

Nachdem ich noch ein wenig im Laden herumgestöbert, gab's allerlei in der Stadt zu besorgen, und endlich brachte mich die Pferdebahn hinaus ans College, wo ich meist bei Professor Stöckhardts einkehrte. Seine liebe, leider sehr zarte, kränkliche Frau stand meinem Herzen sehr nahe, und wir hatten einander stets unglaublich viel zu erzählen.

Hier möchte ich der amerikanischen Gastfreundschaft das Wort reden! Damals wenigstens war man überall willkommen, wo man eben eintrat, und hatte nie das Gefühl, zu überraschen oder zu stören. Es ward ein Teller mehr auf den Tisch gestellt; man aß mit, was da war, ohne die geringsten Umstände. War irgendeine Arbeit im Gange, band man eine Schürze um und griff mit an; und kam man ja einmal ungelegen, ward es ehrlich gesagt und ein anderes Unterkommen besorgt.

Zu den lieben Professor Walthers durfte man freilich aus sehr ernsten Gründen nur noch auf ganz kurze Zeit kommen. Das so aufopfernde, unermüdlich tätige Leben der beiden edlen Menschen neigte sich dem Ende zu. Die liebe, sonst so lebhafte Frau lag untätig im Schaukelstuhl; die hellen Augen waren matt, die Stimme ganz leise geworden. Bei meinem letzten Besuch fragte ich, ob es nicht besser für sie sein würde, im Bett zu liegen. „Ach sehen Sie", war die Antwort, „das geht nicht! Wenn ‚er' herunterkommt und ich bin nicht da, fühlt er sich verlassen, und das Essen schmeckt ihm nicht. Es geht schon noch ein wenig im Schaukelstuhl." Aber lange ging es nicht mehr. Bald hatte dies edle, selbstlose Herz aufgehört zu schlagen!

Der von ihr so sehr geliebte und hoch geehrte Mann überlebte sie nur zwei kurze Jahre, und ich habe ihn in dieser Zeit nur ein einziges Mal wiedergesehen. Da sprach er freundlich mit mir von der Entschlafenen und sagte, sie habe mich sehr lieb gehabt.

Von dieser Zeit an ging es auch mit den Kräften des unermüdlich tätigen Mannes leise abwärts, und nach kaum zwei Jahren lag er auf seinem letzten Bett.

Mein lieber Mann besuchte ihn in aller Stille sehr fleißig und war im Geist wohl immer bei ihm. Es war eine trübe, ängstliche Zeit! Das langsame Einschlummern dieses gewaltigen Geistes übte auf alle, die ihn liebten, einen schwerbedrückenden Einfluß. Ganz kurze Sprüche der heiligen Schrift trösteten den Sterbenden am meisten, und er wiederholte sie leise und kindlich

bis zum letzten Atemzug. Vom Begräbnis kehrte mein lieber Mann so gebrochen heim, daß ich ernstlich um ihn sorgte. Wohl überwand er den Kummer allmählich in der ihm eigenen stillen Weise; doch war das Band, das ihn an Amerika knüpfte, durch den Tod dieses gottbegabten Helden gar sehr gelockert.

Hier sei noch der jungen Dienerin gedacht, die beide Walthers mit kindlicher Treue bis zum Ende pflegte. Sie hieß Katharine und war die Tochter einer Pastorswitwe. Als wir von Deutschland kamen, fanden wir sie schon im Hause, wo sie, immer heiter und munter, alle, auch die gröbste Arbeit verrichtete, aber ganz zur Familie gerechnet ward. Ganz leicht hatte sie's nicht bei der guten, aber ziemlich viel fordernden Frau und den häufigen Gästen. Schon damals hätte mancher junge Pastor das hübsche, wackere Mädchen gern zur Frau genommen, doch wies sie jede Annäherung ruhig und entschieden ab. Als ich sie später einmal halb im Scherz fragte, warum sie gar so zurückhaltend sei, erwiderte sie ganz ernsthaft: „Ach, sehen Sie; es geht nicht anders. Die lieben Walthers haben sich so an mich gewöhnt, daß ich sie nicht verlassen darf. Wie schwer würden sie sich an ein anderes Mädchen gewöhnen! Und wenn die gute Frau Professor einmal ein bißchen zankt, so schweige ich eben, und mache alles, wie sie's gern hat. Aber wer läßt sich denn jetzt noch was sagen? Wie die Mädchen eben jetzt sind, paßt keine hier ins Haus!" Das letzte sprach sie so würdig, als sei sie schon fünfzig Jahre alt.

Und so ist sie dort geblieben durch heitere und trübe, durch gesunde und kranke Zeit, immer freundlich, heiter und sauber, wie aus dem Ei geschält. Noch oft ward ihr nahegelegt, in die Ehe zu treten; doch schlug sie es stets ab, einmal, soviel ich weiß, mit schwerem Herzen.

Beiden alten Leuten hat sie in der letzten Krankheit beigestanden wie eine treue Tochter, und dem einsamen Manne die zwei Jahre der Verlassenheit erleichtert. Wie sich ihr Schicksal später gestaltet hat, weiß ich nicht; doch wird sich der Segen des vierten Gebotes gewiß reichlich über sie ausgeschüttet haben.

---

9. Allerlei Feste.

Amerika ist ein Land der Arbeit. Man macht dort viel weniger Besuche, Spaziergänge und Landpartien als in Deutschland. So freundlich uns die liebe Frau D. Walther gesinnt war, als wir als „grüne Deutsche“ ihre Gastfreundschaft genossen, so merkte ich doch, daß ihr der kurze Spaziergang, zu dem mich mein lieber Mann zuweilen aus dem Wohnzimmer abholte, etwas verdächtig erschien. Würde aus einem Spaziergänger wohl ein ordentlicher Pastor werden? Sie erinnerte sich ja nur eines einzigen Spazierganges, den sie seit langen Jahren mit ihrem vielbeschäftigten Mann gemacht! Nun, bald genug ward diese deutsche Sitte auch bei uns zur Seltenheit und beschränkte sich auf ein kurzes Abendstündchen.

Dagegen feiert man in Amerika gern dann und wann ein Fest, und tritt damit weit mehr in die Oeffentlichkeit als im alten Vaterlande. Jede Schule, jeder Verein, jede Gemeinde feiert ihr Jahresfest, und auch an frohen Familienfesten fehlt es nicht. Eins der letzteren, das ein rechtes Bild ländlicher Gastfreundschaft gibt, sei hier geschildert.

In unserer „Sinksgemeinde" standen eines Sonntagnachmittags zwei frische, jugendliche Gestalten vor dem blumengeschmückten Altar, um in den Ehestand zu treten. Es war Peter Hofstätter, Sohn der schon erwähnten Witwe, und Lene Dannewitz, Tochter eines wohlhabenden Farmers. Bis zum letzten Platz war das Kirchlein gefüllt, und aus vollem Herzen erklang endlich das Schlußlied:

„Wohl dem, der in Gottesfurcht steht
Und auch auf Seinem Wege geht;
Dein' eigne Hand dich nähren soll,
So lebst du recht und geht dir wohl!

Dein Weib wird in dein'm Hause sein
Wie ein Reben voll Trauben sein,
Und dein' Kinder um deinen Tisch
Wie Oelpflanzen gesund und frisch!

Aus Zion wird Gott segnen dich,
Daß du sollst schauen stetiglich
Das Glück der Stadt Jerusalem,
Dem HErrn in Gnaden angenehm!"

Niemand ging oder fuhr nach der Trauung nach Hause! Die ganze kleine Gemeinde, vom Greise bis zum Baby, war zum Hochzeitsfest geladen; auch fehlte

es nicht an Gästen aus Millstadt. O welch langer, langer Zug von Wagen aller Art und Größe rollte nun durch den sonst so stillen Wald! Wie hell und fröhlich erklangen die Lieder, die das junge Volk anstimmte! Aus dem ersten Wagen wehte der weiße Schleier der Braut im sanften Winde. Strahlend blau glänzte der Himmel.

Der Weg war ziemlich weit, da Dannewitz' Farm die entlegenste, aber auch die größte war und wohl Raum bot für so zahlreiche Gäste. Dennoch fürchtete ich im stillen Gedränge, heimatloses Umherstehen, Geschrei vieler Kinder und dergleichen Unannehmlichkeiten. Statt dessen fand man alles aufs schönste eingerichtet. Auf dem großen freien Platz hinter dem hochgelegenen Hause, wo man weit hinab ins Land ausschauen konnte, waren schon lange Tafeln gedeckt. Unter schattigen Bäumen gab's viele Bänke zum Ausruhen; für das zahlreiche Kindervolk aber einen großen Sandhaufen, Bälle und Reifen. Während die Männer die Wagen auf eine nahe Waldlichtung brachten und den wackeren Rößlein die Futterbeutel umhingen, besetzten junge Mädchen in weißen Schürzen die langen Tafeln mit der Fülle guter Dinge, die man in den letzten Tagen zubereitet und in mehreren, besonders dazu aufgeschlagenen Buden bereitgestellt hatte. Ein paar Kälber, mehrere Schweinchen und unzähliges Geflügel aller Art hatte das Leben lassen müssen.

Ein unvergleichliches Kochen, Backen, Braten und Zurüsten hatte es in den letzten Tagen gegeben, wobei alle näher wohnenden Nachbarn emsig geholfen. Heute

ward nur in einigen blanken Kesseln Kaffee gekocht; die Speisen kamen kalt auf den Tisch. Kaum jemals hab' ich solch eine Fülle guter Gottesgaben gesehen! Welch große Schüsseln voll Salat und Kompott, welch riesenhafte Platten mit allerlei Braten und Würsten gab es da, der unerschöpflichen Kuchenberge gar nicht zu gedenken!

Zuerst rief man alle verheirateten Leute zur Tafel. Mein lieber Mann sprach das Tischgebet, und nun zeigten alle einen ganz wunderbaren Appetit, wobei von Herumreichen oder Nötigen keine Rede war. Aber da kam schon hie und da ein Kindlein herbei, zupfte die Mutter am Kleid und klagte über Hunger. „So geht doch zur Kuchenbude", rief die gute Wirtin, „und holt euch, soviel ihr wollt!"

Da in Amerika alles schnell geht, standen wir „Alten" bald wieder auf, damit die Tafeln für die sehr zahlreiche erwachsene Jugend neu gedeckt und besetzt werden konnte. Dann ging es recht lustig zu, doch stets in den Grenzen guten Anstandes; Schüsseln und Teller aber leerten sich im Handumwenden, um immer von neuem gefüllt zu werden.

Endlich, endlich war die Reihe am Kindervolk, das schon wartend bereit stand. Frisch gedeckt ward nicht; es hieß eben nur: „Eßt, was ihr wollt und soviel ihr wollt!" Ganz erstaunlich war's, was die kleine Gesellschaft noch leistete nach der Vorbereitung in der Kuchenbude! Nun, sie tummelten sich's wieder aus; denn im Nu waren die Tafeln weggenommen und es ging ans Spielen auf dem weiten, luftigen Plan.

In dichte Rauchwolken gehüllt saßen die Männer in heiterem oder ernstem Gespräch im Schatten der Bäume; die Frauen zeigten einander ihre Babies, und jede hielt das ihre für das Schönste und Bravste, wenn es auch aus allen Kräften schrie. Drinnen in der Küche gab's aber noch viel zu tun; doch hatten die munteren Mädchen die große Masse von allerlei Geschirr schnell wieder aufgewaschen, und hüpften frisch-gekämmt in feinen weißen Schürzchen hinaus zu fröhlichem Spiel oder geheimnisvollem Waldspaziergang.

Damit das Kindervolk nicht unstet und wild werde, nahm ich mich seiner ein wenig an und lehrte ihm einige gute alte deutsche Kinderspiele. Im weiten Kreise ward getanzt und „Ringel, Ringel Rosenkranz" dazu gesungen. Am Waldesrand gab's „Kämmerchen-vermieten", und endlich ging gar der „Plumpsack" herum.

O weh, es fing schon an zu dämmern! War's wohl schon Zeit zur Heimfahrt? O, noch lange nicht! Dort stieg ja der Mond empor am wolkenlosen Himmel und bestrahlte die harmlose Fröhlichkeit.

Dennoch ward es mit der Zeit stiller. Etliche machten sich auf den Heimweg; die Babies waren alle eingeschlafen und ruhten in langer Reihe auf dem großen Doppelbett in Dannewitz' Schlafstube. Daß ich die steile Treppe hinaufklettern mußte, um sie zu bewundern, versteht sich von selbst. Einen lieblichen Anblick boten sie, rosig angehaucht vom Schlaf, wohl-gehalten und schneeweiß gekleidet. Gruppenweise saß nun der Rest der Gesellschaft im sanften Mondlicht unter den Bäumen, bis einer ein Lied anstimmte, das

bald in vollem Chor durch den Wald erklang. Den Schluß machte das schöne „Nun danket alle Gott!“

Jetzt fuhren die letzten Wagen vor, und das liebliche Fest war zu Ende. Warum reichte man aber in jeden Wagen noch ein Paketchen oder einen vollen Korb? Ach, es gab ja Kranke, Alte und Gebrechliche in der Umgegend, die nicht am Fest teilnehmen konnten. Denen ward ein Teil der guten Reste durch Vorüberfahrende geschickt mit freundlichem Gruß vom jungen Ehepaar. O wie schön und feierlich war die lange Heimfahrt durch den stillen Wald!

Man sollte denken, daß ein junges Paar, dessen Hochzeit so ausgiebig gefeiert worden war, nun auch eine schöne, bequeme Wohnung beziehen werde. Da aber der amerikanische Farmer in dieser Hinsicht sehr genügsam ist, waren Peter und Lene ganz zufrieden mit einem kleinen einsamen Bretterhäuschen am Waldesrand. Es war einmal da, also mußte es auch benutzt werden. In Liebe, Frieden und großem Fleiß wohnten sie dort, und Gott schenkte ihnen nach Jahresfrist ein feines Kindlein. Diesem opferte ich das letzte größere Andenken, das ich von meinem süßen Hanneli besaß. Es war ein hübscher kleiner, sehr leichter Kinderwagen, der sich für schmale Waldwege wohl eignete. Als der brave Peter ihn fortfuhr, entfloh ich in die Einsamkeit und weinte.

Leider stand das Häuslein am Waldesrand nicht mehr lange; es ward von einem heftigen Sturme so stark beschädigt, daß man es ausleerte und seinem Schicksal überließ.

Dieser Sturm besuchte uns auch, und brach eines Morgens aus, als ich mit vollem Milcheimerchen über den Weg ging. Er hob mich ein wenig empor und warf mich gegen einen Bretterzaun, an dem ich wie festgenagelt stehen bleiben mußte, bis mein lieber Mann mich fand und mit vieler Mühe heimbrachte.

Eines ganz andern Festes im Sinkskirchlein, das mir unvergeßlich geblieben ist, sei hier noch gedacht. Bei meinen Besuchen in den Farmhäusern war mir oft aufgefallen, daß die Kinder das Weihnachtsfest allzusehr als ein Fest des guten Essens betrachteten. Immer war von aller Art Kuchen und Naschwerk die Rede; nirgends aber zeigte man mir ein Püppchen, ein Bilderbuch oder ein sinniges Spielzeug, das das Christkind gebracht. „Ei", dachte ich, „ich will den Sinkskindern einmal ein Weihnachtsfest machen, bei dem's gar nichts zu essen gibt, das sie aber doch erfreuen soll."

Emsig traf ich meine Vorbereitungen; bekam in Volkenings Buchhandlung viele, etwas verlegene Büchlein und Bilder geschenkt, und kaufte in Jungs Laden für gar wenig Geld eine Menge kleines Spielzeug. Viele Püppchen wurden zierlich angekleidet, und an einsamen Abenden malte, schnitzelte und kleisterte ich nach Herzenslust. Mein lieber Mann übte indessen mit den Sinkskindern einige schöne Weihnachtslieder.

Zum zweiten Feiertagnachmittag ward Gottesdienst mit Kinderfeier im Sinkskirchlein angekündigt; ich aber ward schon früh durch einen Farmerwagen hinausbefördert. Eiskalt war es, und der Boden ebenso

hart gefroren als bei jener Fahrt nach Belleville. Vor mir im Stroh stand ein großer Wäschekorb, der das ganze, meist zerbrechliche Material zur Weihnachtsfeier enthielt. O, was gab es für Stöße! Fast warf es mich vom Sitz herunter, klirrte auch ein paarmal verdächtig im Korbe. Ach, wenn nur nichts zerbrochen war! Wenn nur die alte Fensterscheibe, die einen Teich darstellen sollte, nicht etwa in Stücke ging!

Endlich stand das Kirchlein vor uns in tiefster Einsamkeit. Zuerst ward gewaltig eingeheizt, und der junge Hofstätter, der mich gefahren, legte mir noch einen Haufen dicker Holzblöcke neben den Ofen, baute mir aus zwei Böcken und einem langen Brett eine Tafel, und überließ mich dann der Waldeinsamkeit. „Ich fahre jetzt heim", sagte er; „mittags komme ich wieder und hole Sie zum Essen."

Vor Kälte zitternd blickte ich ihm nach, bis das letzte Wagenrad verschwunden war. Ganz allein im Walde! War das nicht ein klein wenig zum Fürchten? Aber nein, dazu war ja gar keine Zeit; und es war ja Weihnachten! Bald glühte der Ofen, und auch meine Wangen glühten im Eifer, alles recht lieblich zu gestalten.

In der Mitte der Tafel ward der Stall aufgebaut; das Christkindlein, von feinem Wachs gebildet, lag in einer wirklichen kleinen Krippe auf feinem Moos. Alle andern Figuren waren nur nach Schnorrs Weihnachtsbildern gemalt und ausgeschnitten. Viele, viele liebliche Englein umschwebten das göttliche Kind, und von ferne kamen die drei Könige gezogen. Auf frischgrüner

Moosfläche weideten schneeweiße Schäfchen, während die Hirten der Krippe zueilten.

Schnell ist das beschrieben; langsam und mühsam war's aufzubauen, und oft öffnete ich die Kirchtür ein wenig, um zu sehen, ob sich nichts Fremdes meiner Einsamkeit nahe. Endlich aber vergaß ich alles andere, dachte nur noch ans Christkindlein, und sang ihm mit heller Stimme ein Lied nach dem andern. Hier sagte niemand die Worte zu mir, die ich als Schulkind oft hören mußte: „Sei du nur still!"

So, nun war das liebliche kleine Bethlehem fertig, und ringsumher wurden die sehr bescheidenen Gaben für das kleine Volk aufgebaut. Daß alles reichlich mit grünen Zweigen geschmückt ward, versteht sich wohl von selbst. Leider waren's keine Tannenzweige, da weder Tanne noch Fichte in jener Gegend gedeiht. Als Ersatz bleibt nur die Zeder, deren Grün weit weniger frisch ist. Wie? Konnte es schon Mittag sein? Ja, da kam schon mein getreuer Fuhrmann, um mich zum Mittagessen auf die Farm zu holen. Zuerst aber bewunderte er mein so kindliches Gebilde, als sei es das größte Kunstwerk der Welt.

Mit Freude und Rührung gedenke ich noch jetzt zur Weihnachtszeit an jene Kinderfeier im Waldkirchlein. Wie strahlten die Augen des kleinen Volkes! Wie erklangen die Lieder aus Herzensgrund, und wie groß war die Freude über die geringen Geschenke!

Wenn ich jetzt zur Weihnachtszeit durch die Straßen der großen Stadt gehe und die übermäßige Pracht in den Schaufenstern der Spielwarenläden sehe,

möchte ich Mitleid haben mit den verwöhnten Kindern, denen man alles so fertig und vollendet bietet, daß für die kindliche Phantasie kein Raum mehr bleibt. Meine kleinen Farmermädchen drückten ihr geringes Püppchen vielleicht zärtlicher ans Herz, als die modernen Kinder, deren Puppe die Augen verdrehen, Papa und Mama rufen und wohl gar durch geheime Kraft laufen kann.

In Millstadt hatten wir schon am Abend des ersten Feiertags die in allen Kirchen unserer Synode übliche Weihnachtsfeier mit den Kindern gehalten, beim strahlenden Christbaum und mit lieblichen Gesängen.

Aber auch der Sommer bot sein jährliches Fest, das zwar Schulfest genannt ward, sich aber zum Gemeindefest gestaltete. Während es in Millstadt recht ländlich und bescheiden verlief, trat es in St. Louis stattlich an die Oeffentlichkeit.

Kurz vor Beginn der langen Sommerferien geriet die Kinderschar in ganz ungewöhnliche Aufregung. Aus den weitgeöffneten Klassenfenstern erklangen neue heitere Lieder und lustige Deklamationen; im Hofe aber übte man mit großem Eifer muntere Spiele und Reigen ein. Im Schweiße ihres Angesichts arbeiteten die wackeren Lehrer, um all die Vorbereitungen zu treffen, die solch ein Fest verlangt.

Endlich kam der ersehnte Tag, der, soviel ich mich erinnere, stets schönes, wenn auch reichlich warmes Wetter brachte. Fast zu zeitig füllten sich die Klassen mit lustigen weißgekleideten Mädchen und schmucken Jungen in weißen Blusen. Endlich, endlich schlug's

acht Uhr. Die Lehrer fanden sich ein, und das gewohnte Morgengebet ward gehalten. Nun war's eine Lust, das glückliche Völkchen herausmarschieren zu sehen; zuerst die Kleinsten im Schutze des guten Herrn Kilz. Im Hofe hatte sich indes das Musikchor der Gemeinde mit Blasinstrumenten eingefunden und stellte sich an die Spitze des langen Zuges. Stolz trug ein großer Knabe das bekränzte Schild der Schule auf hoher Stange voraus. Die erwachsene Jugend schloß sich zahlreich den Kindern an, dann aber folgte eine große Menge Wagen, dicht besetzt mit Frauen, kleinen Kindern und vollgepackten Speisekörben.

O wie herrlich marschierte sich's in noch kühler Morgenluft zu der munteren Musik! Etwa eine halbe Stunde bewegte sich der bunte Zug durch belebte Straßen, dann war der Festplatz erreicht, ein sehr großer öffentlicher Garten mit herrlichen Schattenbäumen, weiten Spielplätzen und unzähligen Bänken. Der größte Teil desselben war heute für unser Völkchen reserviert, das auch ganz ungeniert Besitz davon ergriff. Auf hoher Stange prangte ein prächtiger Abschießvogel, dessen Eroberung den Schluß des Festes bilden sollte. Große verdeckte Körbe bargen geheimnisvoll die Gewinne. Für jetzt scharten sich die Kinder um ihre Klassenlehrer, die heute so lustig und unbegrenzt nachsichtig waren.

Mit Entzücken sah ich den allerliebsten Spielen des kleinen Volkes zu, konnte mir's auch nicht lange versagen, ein wenig daran teilzunehmen. Sehr groß war der Jubel, als mein lieber Mann eine kleine

Schar um sich sammelte, um das einzige lustige Kinderspiel mit ihr auszuführen, das ihm aus seiner etwas harten Kindheit in Erinnerung geblieben. Es trug den echt deutschen Namen „Hans Michel", der allein schon die Kinder zu endlosem Lachen reizte. Aufs höchste stieg die Lust, als der sonst recht ernste Herr Pastor selbst als Hans Michel in der Mitte des tanzenden, singenden Kreises stand:

„Hans Michel war ein kluger, kluger Mann,
Konnt' machen, was er wollte;
Konnt' machen, was er wollte!
Er machte sich ein Trommelchen,
Bum, bum, bum! Bum, bum, bum!
So ging das Trommelchen!"

Nun trommelte der ganze Kreis aus Leibeskräften! Dann machte sich Hans Michel eine Trompete, eine Geige, ein Posthorn, eine Flöte, eine Harfe, und zuletzt noch einen Leierkasten, bei dessen Darstellung das kleine Volk in hellen Jubel ausbrach. —

Da man aber vom Spielen, Hüpfen und Lachen nicht satt wird, begrüßten alle die Mittagszeit mit Freuden. Gruppenweise sammelten sich nun die Familien, packten die Speisekörbe aus und ließen die Kaffeekannen füllen aus den mächtigen Kesseln, die auf abgegrenztem Platz über hellen Feuern hingen. Die braven Lehrer aber hatten noch keine Ruhe, sondern präsidierten in einigen Buden über belegte Butterbrote, Eier und allerlei Getränk, das den Kindern, die ohne Eltern gekommen waren, reichlich geliefert ward.

Tische und Bänke gab es nur wenig, desto schöner lagerte sich's auf dem weichen Rasen um das mit guten Speisen bedeckte Tischtuch. Nach dem Essen ging's wieder ans Spielen; auch trugen jugendliche Sänger schöne geistliche und weltliche Lieder vor.

Endlich war's Zeit, den Vogel abzuschießen, und der Jubel über die hübschen kleinen Gewinne kannte kein Ende. Freundlich sorgten die guten Lehrer dafür, daß jedes Kind ein kleines Andenken an das liebliche Fest mit heimbrachte. Die Kleinen, die den Vogel noch nicht treffen konnten, mußten allerlei Kunststückchen machen, auf einem Bein hüpfen oder lustige Verschen singen, um sich einen Gewinn zu verdienen.

Allzufrüh dämmerte der Abend, und es mußte energisch zum Aufbruch geblasen, gerufen, ja sogar kommandiert werden, um das gemischte Regiment endlich zusammen zu bringen. Nicht ganz so straff als am Morgen marschierte der lange Zug zur Stadt zurück.

Schon dämmerte es, als die Kinder sich noch einmal im Schulhof sammelten, um mit sanfter Musikbegleitung den lieblichen Vers zu singen: „Breit' aus die Flügel beide" 2c. Dann gingen sie, den Lehrern dankbar die Hand reichend, der Heimat zu. Soviel ich mich erinnere, verlief dieses harmlose Fest stets genußreich, friedlich und ohne den geringsten Unfall. Die Schutzengel der Kleinen haben immer gute Wacht gehalten.

Kaum hatte man von diesem Feste gründlich ausgeschlafen (man schläft wenig in amerikanischen Sommernächten), so hatte sich die Stadt schon zu einem ganz

andern, weit wichtigeren Feste geschmückt. Der 4. Juli, von den Amerikanern „Glorious Fourth“ genannt, war gekommen.

War es doch an diesem Tage, im Jahre 1776, gewesen, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika, damals dreizehn an der Zahl, sich, nach langen Kämpfen gegen Engländer und Franzosen, für vollkommen unabhängig erklärten von diesen und allen andern Staaten. George Washington war der Mann, dessen Klugheit und Tapferkeit es so weit gebracht hatte. Noch eine Zeitlang bemühten sich England und Frankreich um die Oberherrschaft über das freie Land, mußten es aber endlich doch in Frieden lassen. Daß es versteht, sich selbst zu regieren, daß es im bürgerlichen, geistigen und kirchlichen Leben keineswegs hinter Europa zurücksteht, wird jeder bezeugen, der längere Zeit dort gelebt hat. Auch Wissenschaft und Kunst, die früher etwas gegen das Praktische zurücktraten, bahnen sich mehr und mehr den Weg in das reiche, lebensfrische Land.

So ist's kein Wunder, daß der glorreiche 4. Juli alljährlich als Fest der Freiheit fröhlich, ja zuweilen mit etwas zuviel Spektakel gefeiert wird. Warum das aber, besonders bei der Schuljugend, durch fortwährendes Schießen geschieht, ist mir stets unklar geblieben. Jeder Junge hat am „glorreichen Vierten“ die Tasche voll kleiner mit Pulver gefüllter Hülsen, die, aufs Straßenpflaster geworfen, ganz gewaltig knallen. Mancherlei Unheil geschieht dabei, so daß die Wundärzte kaum viel Feiertagsruhe haben. Wer irgendwo

eine alte Pistole, Flinte oder Jagdbüchse hat, putzt sie heute blank, kauft Pulver, und knallt zu seinem Fenster oder seiner Haustür heraus. Auf den Straßen herrscht reges Leben! Das ganze Bubenvolk ist unterwegs und freut sich der eben begonnenen langen Sommerferien. „Heil Kolumbia“ und andere Freiheitslieder werden gesungen. Vereine, Innungen, Korporationen aller Art ziehen mit Musik und fleißigem Geknalle durch die Straßen.

Im Jahre 1876, als wir ganz frisch (oder „grün“, wie man drüben sagt) von Deutschland gekommen waren, gestaltete sich die Feier wirklich großartig, da es ja die hundertjährige war. Man hatte die Häuser bekränzt und mit Bildern von Washington und andern Freiheitshelden geschmückt, und die Freude des frischen, tatkräftigen Volkes hatte etwas Ergreifendes, ja Großartiges. Am Abend war die Stadt prachtvoll illuminiert, und aus dem kleinen Fensterlein unseres Dachbodens sahen wir wenigstens etwas von dem wahrhaft feenhaften Feuerwerk, das auf einem freien Platz in der Stadt abgebrannt ward.

Mein lieber Mann liebte es nicht, nach derartigen Herrlichkeiten zu laufen; ein einzigmal haben wir es aber doch getan, da sich's um etwas ganz Eigenartiges handelte.

In Amerika spielen die sogenannten Freimaurer eine bedeutende Rolle. Es gibt sehr viele Logen, von denen einige über unermeßlichen Reichtum verfügen. Wenigstens war es „zu unserer Zeit“ so. Einst ging das Gerücht durch die Stadt, die Loge der „Verschleierten

Propheten“ (veiled Prophets) werde einen prachtvollen Umzug durch die bedeutendsten Straßen der inneren Stadt halten. Was dabei zu sehen sein werde, wußte niemand; doch sollte es alles bisher Dagewesene übertreffen.

Noch heute wundere ich mich, daß mein lieber Mann plötzlich Lust bekam, sich das Ding einmal anzusehen, und mich dazu mitnahm.

Schon die Fahrt nach der inneren Stadt ist mir lebhaft im Gedächtnis geblieben, da uns gegenüber im Straßenbahnwagen eine lange Reihe „Farbiger“ saß, und zwar zufällig so geordnet, daß eine regelrechte Schattierung entstand. In der linken Ecke saß ein kohlschwarzer Neger; das Gesicht seines Nachbarn war schon etwas bräunlich, dann kam ein schöner Mulatte, dann ein hellerer, und den Schluß bildeten ein paar hübsche Kreolenmädchen, die beinahe für weiß gelten konnten. Die ganze Gesellschaft war im buntesten Aufputz und unendlich aufgeregt in Erwartung der herrlichen Dinge, die man sehen sollte.

Endlich stiegen wir aus, mischten uns mutig in die aufgeregte Menge, die schon die Straßen auf und ab wogte, und fanden nach ziemlich langem Suchen einen erhöhten Platz, wohl eine Freitreppe vor einem öffentlichen Gebäude, von wo aus man den Festzug zu sehen hoffte, und auch wirklich schön und deutlich sah.

Freilich dauerte es sehr, sehr lange, ehe sich etwas Außergewöhnliches zeigte, und ich würde es nicht ausgehalten haben, wenn ich nicht auf meiner Treppe hätte sitzen können.

Aber horch! Da erklang in der Ferne Musik. „Sie kommen! Sie kommen!“ tönte es durch die Menschenmasse die Straße entlang. Zuerst erschien ein phantastisch aufgeputztes Musikchor, dem einige Reiter folgten. Propheten waren es zwar nicht, wohl aber verschleiert; lange dunkle Schleiertücher verdeckten die Häupter der seltsam gekleideten Männer. Nun folgte ein prächtiger Herold, auf hoher Stange ein Schild tragend mit der Aufschrift: „Amerika.“ O Wunder! Es nahte sich, von unsichtbaren Rädern fortbewegt, ein großes mittelalterliches Segelschiff, in dessen Kiel stehend eine hohe Männergestalt unverwandt in die Ferne schaute. „Christoph Kolumbus!“ rief's aus der Menge, und tausendstimmig schallte es weiter: „Heil Kolumbia! Heil Amerika!“ Den seltsam gekleideten Männern im Segelschiff war's gewiß nicht leicht, still zu bleiben. Doch hielten sie sich tapfer; sie waren ja nur ein Bild! Nun erschienen Blockhütten, Indianer, Jagdszenen und Kriegsbilder; auf dem nächsten Wagen aber stand George Washington und ward mit unbeschreiblichem Jubel begrüßt. Auch Benjamin Franklin zeigte sich; zuletzt aber kam wirklich ein schönes Modell des Kapitols von Washington angefahren und ward mit rauschendem Beifall bewundert. Nachdem wieder einige vermummte Gestalten vorübergeritten waren, zeigte sich Europa. Es war durch charakteristische südliche und nördliche Landschaften und Gestalten berühmter Männer vertreten; doch erinnere ich mich nach so langer Zeit der Einzelheiten nicht mehr. In derselben Weise zogen lebende Bilder aus

Asien, Afrika und Australien an der staunenden Menge vorüber. Ich gedenke noch einer Kaffernhütte mit Bewohnern und Umgebung, eines chinesischen Tempels und einer Schneelandschaft des höchsten Nordens, mit Eskimos bevölkert. Den Schluß des prächtigen, ganz eigenartigen Zuges bildete eine lange, lange Reihe verschleierter Propheten, die uns nach den schönen, lebensvollen Bildern um so trübseliger erschienen.

Aber nun merkte man erst, welch große Menschenmenge sich in den Straßen versammelt hatte! Da jeder der Heimat zustrebte, entstand ein ganz furchtbares Gewühl und Gedränge, das keineswegs ohne Gefahr war. Todmüde, hungrig, durstig und mit ziemlich verunstalteter Kleidung erreichten wir endlich eine ruhigere Stadtgegend, mußten aber noch sehr weit laufen, ehe wir, auf dem Trittbrett eines vollgestopften Straßenbahnwagens stehend, der Heimat zufuhren. Dennoch bereuten wir es nicht, das großartige Schauspiel betrachtet zu haben. Es war noch oft Gegenstand interessanten Gesprächs mit Freunden, die in amerikanischer Geschichte besser Bescheid wußten als wir.

Von Festen sollte dies Kapitel erzählen. In unserem Hause gab es keine. Unsere Geburtstage feierten wir in der Stille; allerlei Gäste von nah und fern wurden gern beherbergt und nach Kräften bewirtet, aber dabei blieb es auch. Mein lieber Mann brauchte alle seine Zeit und Kraft für sein Amt, das ihm eine stete Lust und, so schwer es sich oft gestaltete, nie eine Last war. Dennoch haben wir während der fünfzehn in Amerika verlebten Jahre zwei sehr große, kostspielige

Feste gefeiert. Wir haben zweimal das deutsche Vaterland besucht; einmal von St. Louis, das andere Mal von Millstadt aus.

Als ich noch ein kleines Mädchen war, aber schon sehr für Blockhütten, Urwälder und Indianer schwärmte, sagte ich einmal ganz betrübt zu meinem lieben Vater: „Ich werde wohl mein Leben lang niemals über Dresden und Leipzig hinauskommen.“ Da lachte er und erwiderte: „Wart's nur ab! Wer weiß, wohin du deine Nase noch stecken wirst!“

Ja, ich habe sie wirklich in manch herrliche, an geschichtlichen Erinnerungen reiche Gegenden gesteckt.

Die erste Deutschlandreise führte uns an den herrlichen Rheinstrom, wo mein lieber einziger Bruder (Professor Gotthold Klee) damals sein erstes Amt bekleidete. In einem alten, niedrigen Gebäude zwischen Obstgärten und Weinbergen fanden wir ihn und seine Lateinschule. Der das Haus umgebende Hof mit dem uralten Steintisch unter einem riesenhaften Schattenbaum hätte wohl zu einer Ritterburg gehören können; und für die drei blonden, rotwangigen Kleeblättlein, die drin herumspielten, hätten die Namen Kuno, Fridolin und Lutz von Scharfenstein recht gut gepaßt. Von dieser idyllischen Heimstätte aus besuchten wir zwei verfallene Burgen, wodurch der sehnliche Wunsch meiner Kindheit endlich befriedigt ward. Nach diesen mittelalterlichen Tagen sahen wir Speier, Heidelberg und Mainz und fuhren endlich den Rhein herab.

O wie entzückte uns der Loreleifelsen, wie schauten wir uns danach um, solange noch eine Spur davon

*

zu sehen war! O wie gern hätten wir gesungen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ 2c., aber es ging ja nicht! Neben und um uns saßen langweilige, zeitungslesende und politisierende Engländer, die kaum die Augen nach dem herrlichen Bilde wendeten, das sie vielleicht schon oft flüchtig betrachtet hatten, um sagen zu können: „Wir haben es auch gesehen.“

In Köln übernachteten wir, und gingen am Morgen zum Dom, den mein lieber Mann mit Entzücken betrachtete und lange darin herumschwärmte, während ich mit heftigem Kopfweh in einem hohen Kirchstuhl saß und gar nichts davon hatte. Und doch etwas! Sieh, da kam leise und schüchtern ein kleines, etwa siebenjähriges Mädchen den breiten, zum Hochaltar führenden Gang entlang. Ich konnte es beobachten, ohne daß es mich sah. Jetzt legte es das Schultäschchen auf den Boden, kniete vor dem gewaltigen Altar nieder, erhob die gefalteten Händchen und betete lange, ganz unbekümmert um seine Umgebung. Leise erhob es sich und schlich den schier endlos langen Gang zurück. Ich vergaß mein Kopfweh ein wenig, aber Tränen liefen mir über die Wangen. —

Dort in Köln ward uns ein etwa dreizehnjähriges Mädchen zugeführt, das wir mit nach Amerika nehmen sollten, wo es eine Tante in ihr Haus aufnehmen wollte.

Mariechen war ein liebes, kleines Ding, kindlich und sehr anhänglich, dabei auch recht gescheit. Während auf der Seefahrt viel Klagens und Räsonierens war über Wetter, Verpflegung und dergleichen, erschien dem knapp erzogenen Kinde alles

gar prächtig, und das Leben auf dem Meere wie ein steter Feiertag.

Mit zwei gleichalterigen Mädchen schwärmte es umher, gab muntere Spiele an, oder saß erzählend in irgend einem Winkel. Die drei schlossen innige Freundschaft; da aber eine nach San Franzisko, die andere nach New York, Mariechen aber nach St. Louis ging, haben sie einander nie wiedergesehen. Gern hätte ich Mariechen ganz behalten, mußte es aber zur Tante ziehen lassen, wo es auch gute Tage verlebte. Doch war dem Mägdlein eine kurze Erdenlaufbahn beschieden; es ging zeitig ins ewige Vaterland. —

Von unserer zweiten Reise ins liebe Vaterland, die wir von Millstadt aus unternahmen, sind mir weniger lebhafte Erinnerungen geblieben, da wir diesmal keine Vergnügungsfahrten machten, sondern uns ganz der Familie widmeten. Doch sahen wir mit großer Freude, wie sich die mit unserer Missourisynode eng verbundenen Gemeinden im alten Vaterlande vergrößert und vermehrt hatten.

Als aber zwei Jahre später eine dieser Gemeinden meinen lieben Mann zum Seelsorger begehrte, kehrten wir für immer ins teure deutsche Vaterland zurück. Nicht leichtsinnig und willkürlich schieden wir von Amerika; wir waren überzeugt, daß Gott uns rief. Viel heiße Tränen weinten wir beide beim Abschied von vielen teuern Freunden und unseren lieben Millstädtern. Aber als das Schiff auf den Meereswellen schaukelte, wendete sich unser Blick hoffnungsvoll dem alten teuern Vaterlande zu.

Um Geld zu sparen für die ganz neue Hauseinrichtung in Deutschland, benutzten wir zur Ueberfahrt ein holländisches Schiff, das sehr billige Preise angekündigt hatte. Es hieß „Penland“ und war ein recht abgelebter Kasten, dem sich heutzutage kaum jemand anvertrauen würde. Dagegen war das Schiffspersonal vom Kapitän bis zum niedrigsten Aufwärter freundlich, mitteilsam und äußerst dienstfertig. Ich teilte meine Kajüte mit einer liebenswürdigen jungen Professorsfrau und ihrer ebenso angenehmen Schwester, beide zu unserer Kirche gehörig. Leider waren meine Reisegenossen so seekrank, daß sie den größten Teil der Reise in der Koje liegen mußten, da wir zwar keine stürmische, aber doch etwas bewegte See hatten. Da baten mich beide oft, bei ihnen zu bleiben und durch allerlei Erzählen die lange Zeit zu kürzen. Ich tat das gern; ja, ich ging sogar so weit, für meine Pfleglinge ein wenig zu stehlen. Der Gegenstand des Diebstahls war aber nur kaltes Wasser, das in unserer zweiten Kajüte allzu knapp gemessen ward, während in dem Reservoir der ersten Kajüte das kühlende Eis unbenutzt zerschmolz, da man dort über bessere Getränke verfügte. Manche Flasche Eiswasser trug ich, unterm Regenmantel verborgen, durch den langen Gang in die enge Zelle meiner Kranken.

Als mich unsere freundliche Stewardeß (Aufwärterin) einmal auf dem Bettrand sitzend antraf, während meine Gefährtinnen einer, wahrscheinlich reichlich ausgeschmückten Erzählung meiner Abenteuer lauschten und herzlich dabei lachten, sagte sie: „O,

Missis Lenk, hätten Sie nicht Lust, Stewardeß zu werden? Ich merke schon längst, wie vortrefflich Sie dazu passen.“ Freundlich dankte ich für das Kompliment, sagte aber, es gehe wohl kaum, da ich schon seit langen Jahren Pastorsfrau sei. Da entschuldigte sie sich mit einem Knicks.

Endlich zogen meine Kajütengenossen ihre Seebeine an, d. h. sie konnten ohne Beschwerden auf dem Verdeck sitzen und gehen. Statt des Ekels vor allem Essen fand sich nun bei ihnen und bei vielen andern ein wahrer Löwenhunger ein. Aber o weh! Man hatte in unverantwortlichem Leichtsinn das Schiff viel zu wenig mit Eis versorgt, so daß bei der eingetretenen großen Hitze die Nahrungsmittel in Verderbnis und Fäulnis übergingen. Zuletzt wußte man kaum noch, was man essen sollte, es roch alles so übel; man war auf Kaffee und Tee mit Zukost von Brot und geräuchertem Fleisch angewiesen. Da aber die wackere, freundliche Schiffsmannschaft ebenso entbehren mußte, gab man sich drein und freute sich schon im stillen auf die erste Mahlzeit in Antwerpen.

Ja, die ist mir unvergeßlich geblieben! Wie labten wir uns mit unseren lieben Reisegefährten an einem guten Mittagessen! Als der Kellner wieder abräumte, betrachtete er uns mißtrauisch, da wir auch das schöne lange Weißbrot fast aufgezehrt hatten.

Der erste Teil der Landreise durch Holland und Belgien war nicht schön, da es damals dort die unbequemsten Wagen und die gröbsten Bahnbeamten gab. Wir übernachteten in Köln, um am andern

Morgen weiterzureisen. Gesund, frisch und voll froher Hoffnung langten wir endlich im alten lieben Sachsenlande an.

Und diese Hoffnung hat uns nicht betrogen, da die neunzehn Jahre treuer, angestrengter Arbeit, die meinem teuern Mann noch beschieden waren, wohl die glücklichsten unseres Lebens gewesen sind. Wohl drückte mich zuweilen das Gefühl der Einsamkeit, wenn ich so ganz allein im Häuslein auf der Höhe zurückblieb, während mein lieber Mann seine vielen Amtsreisen machte.

Um der Gefahr des Trübsinns, zu dem ich von Kind auf neigte, zu entgehen, versuchte ich an Winterabenden erst zaghaft, dann immer mutiger allerlei niederzuschreiben, was ich innerlich erlebte oder meine Phantasie mir vormalte. So entstanden meine schlichten Jugendschriften, die eine weit freundlichere Aufnahme gefunden haben, als ich zu erwarten wagte. Gesegnet sei das Häuslein auf der Höhe!

Treue Herzen.

Zwei Erzählungen für die Jugend von Marg. Lenk.

2. Auflage. Geheftet ℳ 1.85, Bibliotheksband ℳ 2.10, Leinenband ℳ 2.25.

Inhalt: I. Lotte.

II. Der Hirtenknabe: 1. Zwei Kinder. 2. Unterricht. 3. Die Jakobiten. 4. Der Feldzug. 5. Benjies Geheimnis. 6. In Edinburg. 7. Gnade. 8. Neues Leben. 9. Ferien. 10. Una mein!

„Wenn es ein sicherer Maßstab für die Gediegenheit einer Jugendschrift ist, daß sie von Erwachsenen mit reinem Genuß gelesen werden kann, so sind die ‚Treuen Herzen' sehr empfehlenswert. Beide haben einen geschichtlichen Hintergrund; die erstere, ‚Lotte', spielt sich am Ende des 18. Jahrhunderts in einem Kaufmannshause Deutschlands ab, die zweite zur Zeit der letzten Kämpfe des Hauses Stuart um den englischen Thron in Hochschottland: ihr Held ist ein Hirtenknabe Benjamin. Wie versteht es die Erzählerin, ins Menschenleben hineinzugreifen und es in vollen Naturfarben vor unseren Augen aufleben zu lassen! Ganz köstlich ist schon der Anfang der ersten Erzählung, in der die Kindestreue geschildert wird. Wiegt hier der Humor vor, so in der zweiten der gemütvolle Ernst der Dienertreue in dem Hirtenknaben. — Nimm und lies, und du wirst deine Freude daran haben." „Das Volk."

„Das ganze Buch durchweht ein reines inniges Empfinden, es ist recht dazu angetan, die jungen Seelen nicht nur zu erheitern und zu rühren, sondern auch zu erheben und zu läutern." „Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht."

Kinderherzen.

Vier Erzählungen von Marg. Lenk.

2. Auflage. Geheftet ℳ 1.60, Bibliotheksband ℳ 1.85, Leinenband ℳ 2.—

Inhalt: I. Im Bahnhäuschen. II. Der kleine Lumpensammler. III. Auf dem Christmarkt. IV. Zwei Häuslein am Bach.

„Was mich immer wieder wundert beim Lesen dieser frischen, frommen und anmutenden Geschichten, ist dies, daß sie nicht schon viel bekannter und berühmter sind. Marg. Lenk ist ja eine Jugendschriftstellerin von Gottes Gnaden! Ich habe dies Buch von den Kinderherzen meinen eigenen Kindern vorgelesen, und noch jetzt, Monate nachher, reden die Kleinen vom reichen Walter im Bahnhäuschen, von dem Lumpensammler Willi, vom kranken Hanneli und vom lustigen Rudolf, als wären sie Nachbarskinder mit Fleisch und Blut. Solch ein Fortleben ist, meine ich, die beste Rezension. Und von Herzen wünsche ich der Verfasserin und der Kinderwelt noch manches Buch wie dieses. — Die kleineren 5—7jährigen Kinder verstehen nicht alles, doch lauschen sie mit den größeren 7—14jährigen um die Wette, denn was da erzählt wird, sind in der Tat Geschichten aus, von und für Kinderherzen."

„Theologischer Literatur-Bericht."

„Die durch eine Reihe von Erzählungen schon bekannte Verfasserin bietet hier vier Kindergeschichten, die sämtlich die Fähigkeit der Dichterin, sinnig, anregend, und dem Kindergemüt entsprechend zu erzählen, aufs neue ins Licht stellen. Auch Erwachsene werden dann und wann gern zu diesen Kindergeschichten greifen, durch welche der Hauch wahrer Frömmigkeit und Sittlichkeit weht."

„Korr.-Bl. f. d. ev.-luth. Geistlichkeit Bayerns."

Die Geschwister.

Eine Erzählung für die reifere Jugend von Marg. Lenk.

Geheftet ℳ 1.85, Bibliotheksband ℳ 2.10,
Leinenband ℳ 2.25.

Inhalt: 1. Die Nachbarn. 2. Verwaist. 3. In harter Hand. 4. Der Ritter im Dachkämmerchen. 5. Ausgesperrt. 6. Fräulein Eugenie. 7. In die weite, weite Welt. 8. Schwache Seelen und ein starkes Herz. 9. Die Mädchenschule. 10. Das Schulfest. 11. Die Ferienreise. 12. Ein Abenteuer. 13. Herr Fabrizius. 14. Wieder daheim. 15. Hochzeit.

„Marg. Lenk ist als Jugendschriftstellerin längst nicht mehr unbekannt; dies Buch nun hat mir sonderlich gefallen. Es bietet Mädchen durch seine stille Sinnigkeit viel Anziehendes und vermag den Tatendrang der Knaben zu beflügeln, ohne ihn ins Abenteuerliche zu leiten. Ja, selbst Erwachsene, wenn sie noch ihr kindliches Gemüt bewahrt haben, folgen der Erzählung mit Interesse, denn der geschichtliche Hintergrund (die Geschichte spielt am Ausgang des 18. Jahrh.), hat Farbe, die Darstellung ist frisch, über allem Ernst, der an die Geschwister herantritt, schwebt wie schüchterner Frühlingssonnenschein ein Anflug von Humor; die Persönlichkeiten sind lebenswahr hineingestellt."

„Prager Kirchenbote."

„Die Erzählung ist, wie alle früheren der verehrten Verfasserin, frisch und fesselnd. Wir können nur von Herzen wünschen, daß unserer Jugend Bücher wie obiges in die Hand gelegt werden, da gerade Marg. Lenk einen nachhaltigen Eindruck auf Herz und Gemüt ausübt, der nur von größtem Segen sein kann. Papier, Druck und Einband sind tadellos."

„Der treue Zeuge."